

Rezensionen

Bücher sind nicht dazu da, daß man ihnen blind vertraut, sondern daß man sie einer Prüfung unterzieht.¹

Günter F. Janßen

Lieschens Wald

Norderstedt: Books on Demand, 2014

ISBN: 978-3-735-71212-7, 368 Seiten, EUR 12,90

Rezensent:

T. A. GÜNTER²

Vorbemerkung

Das Licht vom Brieselanger Wald: Hierbei handelt es sich um eine wiederkehrende, nächtliche Lichterscheinung in einem Waldstück im havelländischen Brieselang. Bis über die Landesgrenzen hinaus ist das Phänomen inzwischen bekannt, und es gibt viele Zeugen, die jedoch z.T. recht Unterschiedliches berichten. So soll das ausschließlich bei Dunkelheit erscheinende Licht am sogenannten Leuchter- oder Lichterweg verblüffende Eigenschaften und ein oftmals rätselhaftes dynamisches Verhalten aufweisen. Um dieses Licht hat sich zudem eine umfangreiche Palette an Sagen entwickelt, von denen die bekannteste von einem ermordeten Mädchen handelt und von dessen rastlosem Geist, der nun leuchtend durch den Wald streift. Ein regelrechter Tourismus hat sich entwickelt, auch wenn die Gemeinde Brieselang dies bisher nicht kommerziell genutzt hat.

1 Umberto Eco: *Der Name der Rose*. München: Carl Hanser Verlag, 1982, S. 404.

2 T. A. Günter ist seit 1997 Mitglied der Gesellschaft zur Erforschung des UFO-Phänomens e.V. (GEP). Als UFO-Fallermittler befasste er sich sowohl für CENAP als auch später für die GEP mit dem „Spukwald von Brieselang“. Er lebt heute in Schleswig-Holstein. Kontakt: guenter@ufo-forschung.de, „Der Brieselang Report“: guenter.alien.de/brieselang. Vorliegende Besprechung ist die überarbeitete Fassung einer Rezension, die zuerst im *Journal für UFO-Forschung*, 35 (2014), 152-156, erschienen ist. Die Verwendung erfolgt mit freundlicher Zustimmung der *Jufof*-Redaktion

Seit 1997 beschäftige ich mich bereits mit diesem Lichtphänomen, welches quasi vor meiner damaligen Haustür in der brandenburgischen Heimat bis heute auftritt. Meine Recherchen ebenso wie die Betrachtung kultureller und soziologischer Aspekte veröffentliche ich auf einer Webseite namens „Der Brieselang-Report“ (guenter.alien.de/brieselang).

Bereits im Januar 2014 erfuhr ich vorab von dem nun seit kurzem vorliegenden Buch. Wie spannend. Nachdem 2012 bereits ein Horror-Hörspiel vor der Kulisse des Brieselanger Waldes erschienen war³ und es sogar einen Rap-Song zum Thema gibt⁴, ist ein Buch wohl die logische Konsequenz. Ich war sehr gespannt, in welcher Form die Geschichte des Phänomens umgesetzt werden würde.

Das Buch

Warum wird dieses Buch denn als Roman deklariert?, frage ich mich noch zunächst, nachdem ich schon ein paar Seiten gelesen habe. Vielmehr scheint es mir ein Arbeitsjournal zu sein. Aus der Sicht des Autors wird geschildert, wie er dem Lichtphänomen in Brieselang nachspüren möchte und zufällig auch auf die Geschichte der aus Bredow stammenden Anna Thönßen stößt, die im Jahre 1767 wegen Kindsmords hingerichtet wurde. Janßen springt immer wieder thematisch vom Licht auf Anna, dann wieder zurück, teilweise nur durch kurze Einschübe. Doch noch ist nicht klar, was die eine mit dem anderen zu tun haben soll.

Aber der Reihe nach: Gleich zu Beginn trifft sich Janßen in Brieselang mit Doris Wulkow, einer recht umtriebigen Zeugin, die für manchen Licht-Forscher, wie z. B. den MAZ-Redakteur Jürgen Krumnow⁵ und auch mich selbst, eine Quelle gewesen ist (sowohl Herr Krumnow als auch ich haben in Veröffentlichungen allerdings nie ihren vollen Namen genannt, eine Maßnahme, die nun nicht mehr notwendig ist). Der von ihr im Buch namentlich nicht genannte „Ufologe“ war übrigens Dieter Flack. Flack führte damals eine Regionalstelle in Berlin für das *Centrale Erforschungsnetz außergewöhnlicher Himmelsphänomene* (CENAP) und hat mit Frau Wulkow 1996 an dem Fall gearbeitet. Für den CENAP-Ermittler waren letztendlich ausschließlich Autoscheinwerfer und Taschenlampen Auslöser der Sichtungen, wie er mir später in einem Gespräch zu verstehen gab. Das CENAP ist es daher auch, das als UFO-Gruppe im Buch genannt wird, da auch ich zunächst meine Recherchen unter dem CENAP-Label führte, bevor ich ab ca. 2001 als Ermittler der Gesellschaft zur Erforschung des UFO-Phänomens e.V. (GEP) Zeugen befragte.

Von Frau Wulkow und ihrem Mann erhält Janßen nun weitere Hinweise, denen er akribisch nachgeht. Von Anna Thönßen hat er zu diesem Zeitpunkt bereits gehört und knüpft bei

3 Günter, T. A. (2012). MANALTAK – Kritik eines Hörspiels <http://guenter.alien.de/brieselang/manaltak-kritik-eines-hoerspiels>.

4 Pint und Dikan (2004). Der Wald von Brieselang: <https://www.youtube.com/watch?v=mqdawLeq2k4>.

5 Krumnow, J. (1997). Das rätselhafte Licht im Brieselanger Wald. *Journal für UFO-Forschung*, 18, Nr. 112 – 4/97. GEP, Lüdenscheid.

ihr immer wieder gedanklich an. Sie lässt ihn nicht los, hat ihn – auch 250 Jahre nach ihrem Tod – in ihren Bann gezogen. Doch über Anna lässt sich zunächst wenig mehr erfahren, als die bekannten Umstände, die er einer Chronik und einem Zeitungsartikel entnommen hat. Der Autor folgt daher lieber einer erfolgversprechenderen Spur, nämlich der des Brieselanger Lichts, dieses lokalen ‚Spukphänomens‘ in einem bestimmten Waldstück im Ort. Er plant, ein Buch darüber zu schreiben. Tatsächlich gibt es viele Menschen, die etwas dazu sagen können, es gibt zahlreiche Zeugen von außerhalb oder aus dem Ort. Die Perspektive des Autors lässt den Leser nun Schritt für Schritt daran teilhaben, wie er Gedanken über das Phänomen entwickelt und verwirft. Dabei befasst er sich auch mit den Sagen, die sich um die Erscheinung entwickelt haben, und die immer weiter getragen werden. Besonders gerne werden solche Sagen erzählt, bevor man des Nachts in den finsternen Wald geht, um „das Licht“ zu sehen. Unter anderem erzählt man sich die Geschichte von einem kleinen Mädchen, das in dem Wald ermordet wurde und deren unruhiger Geist auf der Suche nach dem Mörder ist; vielleicht ist’s auch der Mörder selbst, dessen geisterhaftes Leuchten man wahrnimmt. An dieser Sage (in welcher ihrer zahlreichen Variationen auch immer) kommt man nicht vorbei, wenn man sich mit dem Phänomen befasst.

Wie erstaunt ist Janßen doch, als er erfährt, dass es einen wahren Kern zu geben scheint. Die Geschichte dahinter ist grausam. Sie handelt von der zwölfjährigen Elisabeth Wieja, genannt Lieschen, die 1945 in Brieselang von Russen vergewaltigt und ermordet wurde. Mit diesem Namen als Information dringt er weiter vor und stößt letztlich sogar auf noch lebende Verwandte von Lieschen. Die Spurensuche ist bedrückend, und Janßen schließt, neben Naturphänomenen und Autoscheinwerfern, auch nicht aus, dass tatsächlich ein Geist umgeht im Wald von Brieselang. Zunächst stellt er jedoch noch ganz naturalistische Überlegungen an, macht sich mit den Gegebenheiten des Waldes vertraut. Selbst für ihn zunächst unerklärliche Anomalien – wie das scheinbare Dehnen und Zusammenziehen des Pfades, wenn er versucht die Länge zu vermessen und jedes Mal auf andere Angaben kommt – nimmt er kritisch als eigene Fehleinschätzung in Kauf. Er lässt sich von der Forstoberinspektorin Heike Schubert (die auch aus einigen Medien-Beiträgen als kompetente Interviewpartnerin bekannt ist) den Wald erklären und lernt, was es mit den Bäumen und den sogenannten Hiebschlägen auf sich hat. Auch der Leser geht diesen lehrreichen Weg.

Währenddessen drängt sich immer wieder Anna Thönßen in Janßens Bewusstsein. Auch dieser Geschichte geht er weiter nach, ist hier jedoch viel mehr auf Spekulationen angewiesen. Historische Recherchen bringen ihn der damaligen Zeit näher und seine Erläuterungen dazu sind ausgesprochen interessant und spannend geschrieben. Sein Weg führt ihn letztlich bis zu der Stelle, an welcher Anna Thönßen im Jahr 1767 wegen Kindsmords mutmaßlich enthauptet wurde. Und es kommen ihm Zweifel. War Anna wirklich schuldig im Sinne der Anklage? Er macht die Gerichtsakten ausfindig. Dann zieht es ihn wieder in den Wald von Brieselang.

Das Ende des Buches lässt mich schlucken. Damit habe ich nicht gerechnet. Es macht mir aber auch klar, weshalb das Buch als Roman ausgewiesen ist. Bis dahin habe ich es mehr wie einen Recherchebericht gelesen und bin Günter Janßen damit voll auf den Leim gegangen. Zunächst hatte ich noch das Gefühl, dass der Autor sich immer mehr in gewisse Deutungen

verstrickt, denen ich nicht so ganz zu folgen vermochte, wenn ich annehmen muss, er meint das ernst. Anna wie auch Lieschen scheinen im Verlauf immer mehr Besitz von ihm ergriffen zu haben. Bis es zu der unheimlichen Begegnung kommt, die Janßen zwar spiritistisch deutet, die aber durchaus auch vom Leser interpretiert werden kann und muss. Und dies nicht zwangsläufig im Sinne von Janßens Alter Ego im Buch. Letztlich steht der Leser allein da mit seinen Interpretationen und Überlegungen, die auf dem beruhen, was uns der Autor in seinem Journal mitgeteilt hat.

Die Hintergründe

Es ist nicht unüblich, dass im Film- oder wie hier im Literaturbereich ein wahres Ereignis als Ausgangsbasis und Rahmen für eine fiktionale Geschichte verwendet wird. Man denke hier an *Die Delegation* (Buch und Film von Rainer Erler), wo ebenfalls wahre oder als wahr angenommene Elemente aus der UFOlogie Verwendung finden, um dem Leser bzw. Zuschauer Authentizität vorzutäuschen. Gerade bei Brieselang denkt man zudem unweigerlich an *The Blair Witch Project* (Spielfilm von 1999), auch wenn es mehr an der Waldkulisse liegt als an einem dahinter liegenden wahren Ereignis, da sich die Autoren des Films den kompletten Mythos von einer Hexe in Blair nur ausgedacht und entsprechende Hinweise im Internet verteilt hatten. Den Gruselfaktor steigert dies jedoch in jedem Fall.

Diesem Verfahren, das in der Filmbranche als *Mockumentary* bezeichnet würde, folgend, hat sich Günter F. Janßen der populärsten Sage um das Brieselanger Licht angenommen. In mehreren Variationen existiert diese im Bewusstsein zahlreicher Waldbesucher und Licht-Touristen, wird oft facettenreich vor einem nächtlichen Waldbesuch erzählt.

Bezüglich des Lichts und Elisabeth Wieja lässt sich eines festhalten: Janßen verwendet die wahre Begebenheit und auch die in der Gegenwart angesiedelten Recherchen nicht als Fundament, um darauf aufbauend eine eigene Fiktion zu erdenken, sondern minimiert den fiktionalen Bestandteil so sehr, dass das Buch immer noch ein Arbeitsjournal ist. Die darin geäußerten Vorgehensweisen und Gedanken sind daher durchaus wertvoll für die Auseinandersetzung mit dem Lichtphänomen. Janßen hat darin in etwa – mehr oder weniger – die gleichen Überlegungen und Recherchen angestellt, wie die Forscher vor ihm (u.a. Flack, Krumnow, Günter, Gewecke, Teichert, Ventur) und ist dann aber noch einen Schritt weitergegangen. Der Spur des Geistermädchens ist vor ihm keiner so akribisch gefolgt.

Ich selbst erfuhr im November 2004 von dem früheren Lokalpolitiker Gerhard Schwandt (1928-2013), dass es 1945 einen Mord in Brieselang gegeben hat, der durchaus der Ursprung der Sage um den Geist eines ermordeten Mädchens sein könnte.⁶ Schwandt war laut eigener Aussage an der Suche nach dem vermissten Kind beteiligt gewesen. Im Interview mit mir schilderte er dies wie folgt:

6 Günter, T.A. (2004). Autoscheinwerfer, nur Autoscheinwerfer. <http://guenter.alien.de/brieselang/autoscheinwerfer-nur-autoscheinwerfer>.

Und zwar haben die Russen en elfjährijet Mädél erschossen. Dit hamse erst [...] dit hat ihnen den Weg jezeigt nach Brieselang, die hieß Lieschen Wieja. Und denn hat man se verjewaltigt und durch'n Mund hat man se jetötet. Ick habse liegen sehn; wer' den Anblick nie verjessen. Fünfundvierzig, wir ham jesucht alle, der Förster und [...] ham ja alle jesucht [...] der Vater [...] und ham se denn jefunden inne Douglasien. Da lag se denn mit elf Jahre.

Abgesehen vom Alter (11 statt 12, was aber durchaus keine bedeutende Abweichung darstellt), deckt sich die Schilderung Schwandts mit den Recherchen Janßens. In meinen Unterlagen habe ich mir die Angaben zum Tatort auch noch einmal angesehen, dieser ist auf einer Karte markiert. Auch das stimmt mit den Angaben im Buch überein. Und wie Gerhard Schwandt betonte: „Der Mord an dem elfjährigen Mädchen war nicht am Lichterweg.“

Kurzer Einschub: In besagtem Interview von 2004 benannte Schwandt sogar noch einen zweiten Mord, ebenfalls 1945 geschehen: Der damals stellvertretende Bürgermeister von Brieselang, Paul Laubsch, erschoss seine Stieftochter am Schulweg in Brieselang hinterrücks aus Habgier. Das Opfer war jedoch laut Gerhard Schwandt „Ende 30 oder Anfang 40“ und käme damit als „Geister-Mädchen“ kaum infrage, zumal auch dieser Mord nicht am Lichterweg stattfand. Sofern dieser Mord jedoch ebenfalls noch im kollektiven Bewusstsein des Ortes vorhanden ist, mag er aber durchaus in anderer Variation seine Blüten tragen.

Dementsprechend ist es wohl Lieschens Geschichte, die am ehesten mit dem Lichterspek in Verbindung gebracht werden kann. Eine Sage, die sich aus der Historie Brieselangs speist. Während ich mich jedoch seinerzeit mehr auf die Zeugenaussagen und Gegebenheiten im Wald selbst konzentrierte, ging Janßen nebenher eben Lieschens Spur nach. Der Fundus an Informationen, den er dadurch in seinem Buch zutage fördert, ist groß. Auch wenn der Fund des wahren Kerns einer Sage nicht das Problem der Sichtungen an sich löst und diese erklärt, so gehört diese Perspektive auch dazu.

Für Lieschen hat Günter Janßen nun eines getan: Er hat sie aus der Anonymität geholt. Nicht länger wird es irgendein unbekanntes Mädchen mit variierendem Alter sein, das den Gerüchten zufolge entweder nach Ende des 2. Weltkrieges oder in den 50er oder in den 60er Jahren ermordet wurde. Es wird vielleicht nicht länger heißen, dass das Mädchen einfach verschwunden sei und man seine Leiche nie fand oder dass das Grab im Wald unweit des Lichterwegs zu finden sei. Und ebenso wenig kann man nun behaupten, sie wäre dort am Lichterweg ermordet worden. Nun hat dieses Mädchen einen Namen und eine von Zeugen verbürgte Geschichte. Und vielleicht bringt es den einen oder anderen Licht-Touristen zum Nachdenken ob der Tragödie, die sich vor so vielen Jahren in Brieselang, jedoch nicht am Lichterweg, abgespielt hat.

Fazit

Mir hat das Lesen großes Vergnügen bereitet. Der Roman ist eine Bereicherung gewesen und das gleich in mehrerlei Hinsicht. Zunächst ist mir die Gegend dort bekannt, viele der Namen

sind mir ein Begriff, das Gefühl bei der Jagd nach „dem Licht“ kenne ich nur zu gut. Soweit ich das beurteilen kann, sind alle Namen im Buch klar genannt und wurden nicht mit Pseudonymen verschleiert, das brachte mir einen zusätzlichen Wiedererkennungswert. Und dann all die Informationen, die er zusammengetragen hat und aus denen ich sogar noch schöpfen kann. Die Wahl, das Buch im Stil eines Arbeitsjournals zu verfassen, war gut und richtig. So kann man seinen eigenen Gedanken folgen, die dann ganz automatisch von denen des Autors abzweigen. Dieser gibt seine eigenen Gedanken zwar vor, aber dabei muss es nicht bleiben. Der Leser darf sich durchaus eigene machen.

Die Recherchen sind Schritt für Schritt nachvollziehbar geschildert. Sicher, das Buch hat dadurch auch seine Längen, insbesondere wenn Günter Janßen versucht, mehrmals anhand der Schrittzahl auf die Länge des Lichterwegs zu schließen. Da verliert man schon mal den Überblick, wo er sich jetzt gerade im Wald bei welchen Hiebschlägen mit welchen Markierungen befindet. Aber das ist verzeihlich, und wer die im Anhang befindliche Skizze des Waldes mit dem Hiebschlag-Verzeichnis dabei nutzt, kann den Beschreibungen besser folgen. Der Berliner Dialekt, in dem Janßen größtenteils die wörtliche Rede belassen hat, ist ein weiterer Kniff, dem Buch größtmögliche Authentizität zu verleihen. Für manchen Leser, dem der Dialekt nicht so vertraut ist, mag es das Lesen erschweren, aber es passt einfach in den Kontext und zu der Art und Weise der Schilderungen.

Kurz vor dem Ende, wenn das Buch bereits mehrmals unmerklich ins Fiktionale abdriftet, verpasst mir die Lektüre sogar noch hier und da eine Gänsehaut. Die unheimlichen Begegnungen im Wald lassen mich nicht kalt, und zu diesem Zeitpunkt glaube ich noch, dass einige der Interpretationen Janßens schlichtweg übertrieben sind und möglicherweise aufgrund einer anomalistischen Prädisposition getroffen wurden, was sich in Überlegungen zur Astrologie, Reinkarnation und zu Botschaften aus dem Jenseits anzudeuten scheint. Kurz bevor ich den Aha-Effekt ob des Endes habe, frage ich mich sogar, ob der Gute gerade dabei ist, einem Wahn zu verfallen. Ab wann hat er nur begonnen, den Pfad der nüchternen Überlegungen zu verlassen? Es ist eben nicht so genau zu erkennen, ob diese Aspekte die ganz persönlichen Ansichten des Autors sind oder ob dies wie das Ende dafür verantwortlich ist, dass das Buch mit dem Etikett *Roman* versehen ist. Die Grenzen sind fließend – nach meinem Dafürhalten mit voller Absicht. Die historischen Gegebenheiten und die Recherchen ficht das aus meiner Sicht nicht an.

Eins noch: Ich werde nach der Lektüre das Gefühl nicht ganz los, dass der Autor hier zwei Bücher in einen einzigen Roman gepackt hat. Die Geschichte um den Kindsmord der Anna Thönßen hätte gut ein eigenes Buch abgegeben. Die Verknüpfung zwischen Anna und dem Licht, die der Autor vornimmt, ist nicht zwingend, wenn nicht gar abwegig (zumindest aus der Perspektive des Forschers) – aber ich gebe zu, dass der Wald von Brieselang mit seinen bestehenden Sagen eine gute Kulisse dafür abgibt. Es sind Fragmente der Recherche, hier von Anna Thönßen, da von Lieschen Wieja oder im Spukwald selbst, die der Autor vorstellt. Die drei Fälle verweben sich immer mehr zu einem Ganzen, Janßens Alter Ego im Buch zieht thematische Linien und verliert sich – zunächst unmerklich, später immer klarer – in Wahnideen, die in einem überraschenden und für mich Gänsehaut verursachenden Ende gipfeln. Sicher, man

hätte sowohl der Geschichte um Anna als auch der Geschichte um Lieschen und „das Licht“ jeweils ihren eigenen Raum geben können. Aber dann hätte die Geschichte wahrscheinlich wieder völlig anders ausgesehen, was auch schade gewesen wäre. Und wer weiß, vielleicht ist das ja alles genauso passiert.

Wer aus der Gegend ist, vielleicht sogar eigene Erfahrungen im Brieselanger Wald hatte, der ist ganz klar gut beraten mit dem Buch. Auch für den Forschergeist, der dem Lichtphänomen selbst nachspüren möchte, ist das Buch – trotz seines Romancharakters am Ende – eine Fundgrube von Informationen. Ich bin mir nicht ganz sicher, wie das Buch von völlig außenstehenden und themenfremden Personen gelesen und verstanden werden kann. Diese Perspektive kann ich leider nicht einnehmen. Aus meiner eigenen Perspektive aber ist das Buch eine absolut lesenswerte, historisch geerdete Geistergeschichte *und* Informationsquelle.

Stefan Schmidt

Experimentelle Parapsychologie

Eine Einführung

(Grenzüberschreitungen, Band 11)

Würzburg: Ergon-Verlag, 2014

ISBN 978-3-95650-079-4, 157(+2) Seiten, € 24,00

Rezensent:

ANDREAS ANTON⁷

Obschon spätestens seit der Gründung der *Society for Psychical Research* 1882 in London parapsychologische Phänomene systematisch untersucht werden, tut sich die Parapsychologie bis heute schwer damit, sich als wissenschaftlich anerkannte Disziplin zu etablieren. Als Grund für die Ablehnung der Parapsychologie wird immer wieder angeführt, dass es für die von ihr untersuchten Phänomene keine hinreichende empirische Evidenz gäbe. Die Wirklichkeit ist jedoch weitaus komplexer: So wie es unzählige Studien gibt, die keine Hinweise auf die Existenz parapsychologischer Phänomene liefern, gibt es auch eine Vielzahl parapsychologischer experimenteller Untersuchungen, die zum Teil äußerst signifikante Ergebnisse aufweisen. Möchte man sich ernsthaft über den Stand der parapsychologischen Forschung informieren, kann man hier sehr schnell den Überblick verlieren.

⁷ Andreas Anton, M. A., Studium der Soziologie, Geschichtswissenschaft und Kognitionswissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, derzeit Promotion im DFG-Projekt „Im Schatten des Szientismus“ am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene (IGPP) in Freiburg.

Dem Band von Stefan Schmidt gelingt es, in diesem schwierigen Feld eine sachliche und klar verständliche Orientierung zu geben. Einer allgemeinen Einführung in die Geschichte der Parapsychologie und der Erläuterung diverser parapsychologischer Grundbegriffe folgen einzelne Kapitel zu unterschiedlichen parapsychologischen Phänomenen, dazu entwickelten experimentellen Paradigmen und bisherigen statistischen Befunden. Freilich können hier aus Platzgründen nicht alle Themen des Buches aufgegriffen, sondern nur einige wenige exemplarisch vorgestellt werden.

Als erstes bespricht Schmidt die sog. *Ganzfeld-Experimente*. Die Grundidee hinter diesem experimentellen Paradigma innerhalb der Parapsychologie ist an die Frage geknüpft, ob Informationen, die ggf. auf außersinnlichem Wege erlangt wurden, angesichts des ‚Rauschens‘ der Verarbeitung der unzähligen alltagsrelevanten sensorischen Eindrücke gewissermaßen untergehen. Um dieser Frage nachzugehen, wurde ein spezielles experimentelles Design entwickelt: Analog zu klassischen Telepathie-Experimenten gibt es auch hier einen ‚Sender‘ und einen ‚Empfänger‘, der Unterschied ist jedoch, dass der ‚Empfänger‘ zuvor in einen Zustand sensorischer Deprivation versetzt wird. Konkret wird dieser Zustand erzeugt, indem der Versuchsperson halbierte Tischtennisbälle auf den Augen befestigt werden, welche dann von außen mit rötlichem Licht bestrahlt werden. Darüber hinaus bekommt der Versuchsteilnehmer über Kopfhörer ein gleichmäßiges Rauschen zu hören. Somit wird eine weitgehende Abschirmung von äußeren Reizen gewährleistet und die Aufmerksamkeit richtet sich auf innere Prozesse. Die Frage ist nun, ob in einem solchen Zustand eine erhöhte Sensitivität für außersinnliche Wahrnehmungen (ASW) bestehen könnte. In einem typischen Experimentverlauf wurden die ‚Sender‘ gebeten, bestimmte Inhalte (z. B. aus Bildern oder Videoclips) ‚telepathisch‘ an die ‚Empfänger‘ zu senden. Anschließend wurden den ‚Empfängern‘ vier verschiedene Bilder oder Videos gezeigt und sie mussten sich entscheiden, welches ihnen zuvor ‚übermittelt‘ worden war. In den letzten Jahrzehnten wurde eine Vielzahl derartiger Experimente durchgeführt – mit höchst unterschiedlichen Ergebnissen.

Angesichts der Ergebnisse von verschiedenen Metaanalysen zu den Ganzfeld-Experimenten, die gelegentlich auch als das ‚Flaggschiff‘ der Parapsychologie bezeichnet werden, kann man jedoch prinzipiell ein eindeutiges Resümee ziehen: „Die Mehrzahl der Metaanalysen, insbesondere die neueren und die größeren, zeigen signifikante Gesamteffektstärken und überzufällige Trefferraten.“ (S. 38) Schmidt lässt sich jedoch von derartigen Befunden nicht zu einer einseitigen Darstellungsweise hinreißen und bezieht immer auch eine skeptische Sichtweise in seine Argumentation mit ein. So gibt es auch im Fall der Ganzfeld-Experimente eine Metaanalyse (Milton & Wiseman, 1999), die keine signifikanten Ergebnisse zeigt, weshalb die Diskussion als offen betrachtet werden muss. In dieser *Uneindeutigkeit der experimentellen Befunde* besteht gleichzeitig eines der charakteristischen Probleme der gesamten parapsychologischen Forschung: „Experimente erbringen manchmal hohe Signifikanzwerte und dann wieder Nullresultate oder sogar Psi-Missing (die signifikante Abweichung in die der Psi-Hypothese entgegengesetzten Richtung). Es kann sicherlich nicht behauptet werden, dass sich keine Psi-Effekte zeigen, aber auf der anderen Seite ist es nicht gelungen, die Situation so ausreichend zu verstehen, dass der Effekt im Labor kontrolliert herstellbar oder zumindest seine Nichtreproduzierbarkeit erklärt werden kann“ (ebd.).

In einem weiteren Kapitel widmet sich Schmidt *Präkognitions- oder Presentiment-Experimenten*. Bei diesen geht es um die Frage, ob Menschen dazu in der Lage sind, Informationen über zukünftige Ereignisse zu erhalten. Auch hierzu gibt es in der parapsychologischen Forschung eine große Zahl experimenteller Studien. Honorton und Ferrari (1989) legten eine Metaanalyse über Präkognitionsexperimente vor, für die sie Daten aus über 300 Studien aus der Zeit zwischen 1935 und 1987 verarbeiteten. Es ergab sich eine Gesamteffektstärke von $ES(r) = 0,02$, die allerdings angesichts der großen Stichprobe einen hohen Signifikanzwert von $p = 6,3 \times 10^{-25}$ annimmt. Besonders interessant erscheint hierbei, dass die Autoren errechneten, wie viele unveröffentlichte Studien mit nicht signifikantem Effekt es geben müsste (Publikationsbias), um den positiven Befund der Metaanalyse auszugleichen: es sind 14.268. Schmidt schlussfolgert aus diesen Daten: „Es handelt sich also um einen sehr kleinen Effekt, der auf der anderen Seite jedoch eindeutig bewiesen erscheint“ (S. 50).

Die klassischen Präkognitionsexperimente wurden im Laufe der Zeit durch ein weiteres experimentelles Paradigma ergänzt. Dabei stand die Frage im Vordergrund, ob Menschen fähig sind, *unbewusst* zukünftige Informationen im Sekunden- oder sogar Millisekundenbereich wahrzunehmen. Dean Radin prägte dafür den Begriff *Presentiment*. Die Grundidee ist, „dass durch eine Wahrnehmung zukünftiger gefährlicher Situationen wenige Sekunden vor dem Eintreffen evolutionsbiologisch ein klarer Vorteil entstehen könnte“ (S. 52). In entsprechenden Experimenten wurde untersucht, ob die Versuchspersonen bereits *vor* der Präsentation emotional erregender Bilder (z.B. von Schlangen) physiologische Reaktionen zeigen, beispielsweise in der Hautleitfähigkeit (EDA). Eine erste Metaanalyse solcher Presentiment-Studien (Mossbridge, Tressoldi & Utts, 2012), bei der insgesamt 26 Experimente aus dem Zeitraum 1978 bis 2010 eingeschlossen wurden, lieferte eine Effektstärke von $ES(r) = 0,21$ bei einer Irrtumswahrscheinlichkeit von $p = 2 \times 10^{-12}$. Somit kann auch für das Presentiment-Paradigma, so Schmidt, von einem „sehr soliden Gesamtbefund“ ausgegangen werden (S. 54).

Aus wissenschaftssoziologischer Perspektive von besonderem Interesse sind Varianten der Presentiment-Experimente, die von dem US-amerikanischen Sozialpsychologen Daryl J. Bem durchgeführt wurden. Dazu wandelte Bem etablierte Standardexperimente der kognitiven Sozialpsychologie ab, um damit Presentiment-Effekte zu untersuchen. In den sog. *Affektiven Priming-Experimenten* werden Versuchspersonen positiv oder negativ konnotierte Wörter präsentiert (Prime-Stimulus) und im Anschluss positiv oder negativ konnotierte Bilder. Die Versuchsteilnehmer sollen hinterher möglichst schnell angeben, ob sie die Bilder als angenehm oder als unangenehm empfunden haben. Es hat sich gezeigt, dass dies in signifikanter Weise schneller gelingt, wenn das Bild mit dem vorher präsentierten Prime-Stimulus übereinstimmt (also: positiv – positiv oder negativ – negativ). Bem drehte in seiner Variation dieser Experimente gewissermaßen die Reihenfolge um: Zunächst sollten die Versuchspersonen bestimmen, ob ein präsentiertes Bild für sie angenehm oder unangenehm ist. Erst hinterher wurde (von einem Zufallsgenerator bestimmt) ein positiv oder negativ konnotiertes Wort gezeigt. Überraschenderweise waren die Versuchspersonen auch hier schneller bei der Bewertung eines Bildes (im Durchschnitt 15 Millisekunden), wenn das *hinterher* präsentierte Wort mit dem Bild in Bezug auf die Bewertung kongruent war. Die Effektstärke lag hier bei $ES(d) = 0,25$, die

Irrtumswahrscheinlichkeit bei $p = 0,006$. Bem gelang es, seine Ergebnisse in dem renommierten *Journal of Personality and Social Psychology* zu publizieren.

Die Publikation löste intensive wissenschaftliche Kontroversen aus, in denen es auch um die Frage ging, wie aussagekräftig eigentlich der standardmäßig für Signifikanztests als Orientierung dienende p -Wert von 0,05 ist. Schmidt merkt in diesem Zusammenhang zurecht an, dass „Bem die Daten nach den gängigen Regeln der Kunst mit den Verfahren ausgewertet hat, die alle Studierenden als den unumstößlichen Standard erlernen und die in 99% aller publizierten medizinischen und psychologischen Arbeiten verwendet werden. Sprich, das Werkzeug, das geeignet ist, unser ganzes medizinisches und psychologisches Wissen aufzubauen, soll nun im Einzelfall nicht genügen.“ Und in der Tat bekommt man, wenn man die Debatte um Bems Ergebnisse verfolgt, den Eindruck, dass hier Daten, die ‚nicht passen‘, von der Kritik eben ‚passend gemacht‘ werden sollen. Bems Experimente wurden inzwischen an verschiedenen Stellen wiederholt, teils mit signifikanten Ergebnissen, teils ohne solche. In einer ersten Metaanalyse (Bem *et al.*, 2014), in der 90 Studien aus 33 verschiedenen Labors zwischen 2002 und 2013 berücksichtigt wurden, ergab sich eine Gesamteffektstärke von $ES(d) = 0,09$ und ein Signifikanzwert von $p = 1,2 \times 10^{-10}$.

Schmidt gibt angesichts der Diskussion der Ergebnisse der Experimente von Bem zu bedenken, dass es sinnvoll wäre, parapsychologische Experimente schon *vor* der Durchführung zu registrieren: „Durch ein Register der durchgeführten Studien könnte man kontrollieren, dass in einer Metaanalyse auch *alle* durchgeführten Studien berücksichtigt werden. Denn die Erfahrung lehrt, dass kleine Studien, häufig auch Master- oder Diplomarbeiten, oft nur dann publiziert werden, wenn sie positive Resultate bringen“ (S. 57). Dem kann man sich nur anschließen, aber freilich sollte dies nicht nur für parapsychologische Experimente, sondern für sämtliche experimentelle Studien gelten.

Das Kapitel über *Psychokinese-Experimente* beginnt Schmidt mit einer Darstellung der Rhine'schen Würfelexperimente, mit denen ab Mitte der 30er Jahre zum ersten Mal systematisch versucht wurde, experimentell zu untersuchen, ob Menschen mittels mentaler Einwirkung materielle Zustände oder Prozesse beeinflussen können. Die Experimente von J. B. Rhine zeigten zwar signifikante Ergebnisse, waren aber immer der (zutreffenden) Kritik ausgesetzt, dass Würfel keine zuverlässigen Zufallsgeneratoren sind. So können z.B. die unterschiedlichen Auskerbungen für die Würfelzahlen dazu führen, dass nicht jede Seite des Würfels mit der gleichen Wahrscheinlichkeit auftaucht. Spätere Generationen von Psychokinese-Experimenten nutzten daher keine Würfel mehr, sondern Zufallsgeneratoren (REGs), die auf radioaktivem Zerfall oder elektronischem Rauschen beruhen und sog. *echte Zufallsfolgen* in Form von Einsen und Nullen erzeugen. Im großen Maßstab wurden derartige Zufallsgeneratoren in Psychokinese-Experimenten von der PEAR-Gruppe in Princeton um Robert Jahn, Brenda Dunne und Roger Nelson verwendet. In einem Übersichtsartikel wurden die

Ergebnisse eines über 12 Jahre geführten Forschungsprogramms dargestellt. Insgesamt wurden mit 91 Versuchspersonen 522 Einzelexperimente mit den Intentionen *mehr Einsen, mehr Nullen* und keine *Veränderung* durchgeführt. Insgesamt wurden 2,5

Millionen Zufallszahlen erzeugt. Je erwarteter 100.000 Einsen kamen unter der Bedingung *mehr Einsen* 26 mehr ($p = 3,77 \times 10^{-4}$); unter der Bedingung *mehr Nullen* 16 weniger ($p = 0,02$) und bei der Kontrollbedingung kamen 13 Einsen mehr ($p = 0,09$) als erwartet. [...] Die Abweichung ist also sehr gering, aber durch die große Anzahl an Versuchen hochsignifikant (S. 93).

In einem groß angelegten Versuch, die Ergebnisse der PEAR-Gruppe zu replizieren, der u. a. am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene in Freiburg durchgeführt wurde, konnten die Resultate jedoch nicht reproduziert werden.

In der bisher aufwändigsten Metaanalyse zu Psychokinese-Experimenten (Bösch *et al.*, 2006) ergab sich zunächst eine Gesamteffektstärke von $ES(\pi) = 0,500035$ bei einem p-Wert von 0,01. Dann wurden allerdings drei Studien aus der Metaanalyse entfernt, da diese aufgrund ihrer extrem hohen Anzahl von Einzelereignissen zu stark ins Gewicht fielen. Darüber hinaus gingen Bösch *et al.* berechtigterweise von einem Publikationsbias aus. Unter der Annahme einiger unveröffentlichter Studien mit nichtsignifikantem Ergebnis würde die ohnehin schwache Effektstärke der Metaanalyse ebenfalls nicht signifikant werden. Diese Vorgehensweise von Bösch *et al.* löste eine lebhafte Diskussion über statistische Berechnungsmethoden aus. Wie auch immer man sich in dieser Diskussion positioniert, sie zeigt vor allem eines erneut mit besonderer Deutlichkeit: Es müssen allgemein anerkannte Verfahren zum Umgang mit dem Problem des Publikationsbias etabliert werden.

Eine sehr interessante Variation der üblichen Psychokinese-Experimente stammt von Walter von Lucadou. Diese wird bei Schmidt allerdings nicht in dem Kapitel über Psychokinese-Forschung, sondern in dem Abschnitt über theoretische Modelle der Parapsychologie besprochen, da sie auf von Lucadous *Modell der Pragmatischen Information* basiert. Anders als bei den konventionellen Psychokinese-Experimenten geht von Lucadou bei einem möglichen Psychokinese-Effekt nicht von einer (wie auch immer garteten) Signalübertragung, sondern von *Verschränkungs Zuständen* aus, die sich aber innerhalb von psychophysischen Systemen an unterschiedlichen Stellen zeigen. Anstatt also nach Korrelationen zwischen einer psychischen („mentale Einwirkung“) und einer physischen („Einsen und Nullen“) Variablen zu suchen,

hat Lucadou eine Korrelationsmatrix aus allen im Experiment bekannten psychologischen und physiologischen Variablen erstellt. Die Variablen leiten sich dabei aus dem Verhalten der Versuchspersonen und aus dem Verhalten der REGs ab. In einer solchen Korrelationsmatrix erwartet man unter Zufallsbedingungen [...] eine bestimmte Anzahl signifikanter Korrelationen. [...] Lucadou konnte bei seinen Experimenten eine überzufällige Häufung von signifikanten Korrelationen finden, was darauf hindeutet, dass sich das System nicht rein zufällig verhalten hat und als Psi-Effekt interpretierbar ist (S. 126).

In einer Replikationsstudie konnten diese Befunde bestätigt werden: Wenn die Studienteilnehmer versuchten, einen Zufallsgenerator in die eine oder andere Richtung abzulenken,

erhöhte sich in hochsignifikanter Weise die Anzahl der signifikanten Korrelationen. In der Kontrollbedingung ergab sich ziemlich genau der erwartete Wert an signifikanten Korrelationen. Natürlich sind diese ersten Befunde noch nicht aussagekräftig genug, um von einem robusten Effekt zu sprechen, doch das spezielle experimentelle Design sowie das zugrundeliegende theoretische Modell weisen in eine interessante Richtung und sollten unbedingt in Form mehrerer Replikationsstudien weiter überprüft werden.

Dies soll als kurzer inhaltlicher Überblick genügen. Darüber hinaus finden sich in dem Band Kapitel über Remote Viewing, Traumtelepathie, Blickwahrnehmung und DMILS-Experimente. Die Kapitel sind klar strukturiert und bemühen sich am Ende immer um ein Fazit, auch wenn dies angesichts der widersprüchlichen Studienlage teilweise wahrlich nicht einfach ist. So bekommt der Leser einen fundierten Überblick über das breite Spektrum der von der Parapsychologie experimentell untersuchten Phänomene und des bisherigen Forschungsstandes. Besonders zu loben ist dabei nochmals, dass Schmidt bei seinen Darstellungen im besten Sinne skeptisch argumentiert: Er bestreitet weder a priori die Möglichkeit der Existenz parapsychologischer Phänomene noch hält er sie für zweifelsfrei bewiesen. Im Anschluss an die Kapitel über die experimentelle Untersuchung verschiedener parapsychologischer Phänomene versucht sich Schmidt an der schwierigen Aufgabe, den bisherigen Stand der experimentellen parapsychologischen Forschung in kurzer Form zusammenzufassen. Dies gelingt ihm, ohne dass er dabei seine differenzierte Argumentationsweise verlässt. Das zeigt sich beispielsweise an Sätzen wie: „In den Daten parapsychologischer Experimente finden sich Unregelmäßigkeiten, die nicht mittels Zufall erklärt werden können; über die Natur dieser Unregelmäßigkeiten ist nur wenig bekannt“ (S. 103).

Am Ende des Bandes liefert Schmidt eine Übersicht über verschiedene theoretische Ansätze zur Erklärung parapsychologischer Phänomene. Hier wird eine besondere Schwierigkeit der Theoriebildung innerhalb der Parapsychologie deutlich: Angesichts der Vielfalt und Komplexität der von der Parapsychologie untersuchten Phänomene fällt es schwer, konsistente Erklärungsmodelle zu entwickeln. Dennoch bieten die verschiedenen vorgestellten theoretischen Modelle interessante und vielversprechende Anhaltspunkte, und der immer wieder vorgebrachte Vorwurf, dass es der parapsychologischen Forschung an theoretischen Erklärungsmodellen mangle, wird wieder einmal Lügen gestraft. Insgesamt zeigt das Buch von Schmidt vor allem eines: Von einem ‚Tod der Parapsychologie‘, wie bisweilen zu hören ist, kann keine Rede sein. Im Gegenteil: Es gibt sowohl empirisch als auch theoretisch innerhalb der Parapsychologie auch nach über 100 Jahren Forschung unzählige hochinteressante Forschungsfelder; und es gibt aus wissenschaftlicher Sicht keinen plausiblen Grund, diese nicht weiterhin zu bearbeiten.⁸

8 Prof. Schmidts Buch ist im Juni 2015 mit dem erstmals verliehenen *PA Book Award* der Parapsychological Association ausgezeichnet worden. (Red.)

Literatur

- Bem, D. J., Tressoldi, P. E., Rabeyron, T., & Duggan, M. (2014). *Feeling the Future: A Meta-Analysis of 90 Experiments on the Anomalous Anticipation of Random Future Events*. (SSRN Scholarly Paper N. ID 2423692). Rochester, NY: Social Science Research Network.
- Bösch, H., Steinkamp, F., & Boller, E. (2006). Examining psychokinesis: The interaction of human intention with random number generators – a meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 132, 497-523.
- Honorton, C., & Ferrari, D. C. (1989). "Future telling": A meta-analysis of forced-choice precognition experiments, 1935-1987. *Journal of Parapsychology*, 53, 281-308.
- Mossbridge, J., Tressoldi, P. E., & Utts, J. (2012). Predictive physiological anticipation preceding seemingly unpredictable stimuli: A meta-analysis. *Frontiers of in Psychology*, 3, 390.

Bernd Stiegler

Spuren, Elfen und andere Erscheinungen.

Conan Doyle und die Photographie

Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag, 2014

ISBN 978-3-10-075145-4, 363 Seiten, € 22,99

Rezensent:

GERHARD MAYER⁹

Der Arzt und Schriftsteller Arthur Conan Doyle ist den meisten durch seine berühmte und nach wie vor stilbildende Figur¹⁰ des Detektivs Sherlock Holmes bekannt. Die nüchterne, scharfe und glasklare Logik folgende rationale Vorgehensweise des Meisterdetektivs steht auf den ersten Blick in einem eigentümlichen Widerspruch zum Spiritismus und der Auseinandersetzung mit ‚jenseitigen Welten‘ – einem Themenfeld, welches für den Autor Conan Doyle eine zunehmend große Bedeutung im Laufe seines Lebens gewonnen hatte. Dass es sich nur um einen Scheinwiderspruch handelt, darauf macht der Autor des hier zu besprechenden Buches, Bernd Stiegler, aufmerksam. Der Literaturwissenschaftler Stiegler hat sich in mehreren Schrif-

⁹ Dr. Gerhard Mayer ist Psychologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. in Freiburg i. Br.; Redaktionsmitglied der *Zeitschrift für Anomalistik*. Seit 2012 Geschäftsführer der Gesellschaft für Anomalistik e.V., mayer@anomalistik.de.

¹⁰ Dies zeigt beispielsweise der große Erfolg der seit 2010 produzierten BBC-Fernsehserie *Sherlock* (Moffat & Gatiss), in der die Detektivgeschichten in einen modernen Kontext gebracht worden sind.

ten mit dem Medium der Fotografie beschäftigt,¹¹ und die Fotografie ist es auch, die für ihn das Verbindungsglied zwischen der forensischen Arbeitsmethode Sherlock Holmes' und seinem Versuch des Nachweises eines Jenseits bildet. Dies mag zunächst nicht zwingend erscheinen, doch gelingt es dem Autor, den Zusammenhang auf sehr plausible Weise her- und darzustellen. Denn wenngleich Fotografien in den Detektivgeschichten Conan Doyles nur eine sehr geringe Rolle spielen, so ist die Figur des Detektivs selbst als unbestechliche „Wahrnehmungsmaschine“ (so die Zwischenüberschrift eines Kapitels mit dem Titel „Sherlock Holmes: Der Detektiv als Photoapparat“) konzipiert.

Arthur Conan Doyle betätigte sich als begeisterter Amateurfotograf und „seine erste zusammenhängende Folge von Texten“ (S. 26) bestand aus Essays, die im *British Journal of Photography* publiziert worden waren. Sein Zugang zur Fotografie als Medium war konservativ. Im Vordergrund stand der Fotoapparat als Erweiterung der menschlichen Sinnesorgane, und die Fotografie selbst bildete für ihn zunächst ein unbestechliches und neutrales Abbild eines Ausschnitts der Realität, das sich gleichermaßen zum objektiven Beweis wie auch als Mittel zum Erkenntnisgewinn eignet. Fragen der ästhetischen Gestaltung, die die Fotografie zu einem Medium für Künstler werden ließ, waren für ihn zweitrangig.

Da in der Fotografie Dinge sichtbar werden können, die für das menschliche Auge nicht erkennbar sind (z. B. durch das ‚Einfrieren‘ eines Moments in einem schnellen Bewegungsablauf), wurde daran die Hoffnung geknüpft, dass dies auch für Bereiche jenseits der bekannten physikalisch fassbaren Realität gelte. Dementsprechend hat sie in der Hochphase des Spiritismus eine wichtige Rolle gespielt, und die ersten spiritistischen Fotos entstanden schon seit den späten 1860er Jahren.¹² Die Fotos sollten als Beweis für die Existenz eines Jenseits und für das Überdauern der Individualseele nach dem biologischen Tod dienen. Allerdings wurde schon seit diesen frühen Jahren die Frage nach Fälschungen (Apraxine & Schmit, 2005) und Missinterpretationen gestellt (vgl. auch Mayer, 2015). Conan Doyle war sich dessen sehr wohl bewusst, denn er selbst benutzte das Mittel der Fotografie auch zur Erzeugung von Illusionen, etwa durch Fotomontagen, Komposit-Fotografien und inszenierte Fotos im Kontext seines SciFi-Romans *The Lost World* (1912). In diesem Roman werden u. a. kryptozoologische Themen behandelt, so etwa die These, dass einige Arten der Dinosaurier nicht ausgestorben, sondern noch in unzugänglichen Gebieten Südamerikas nachzuweisen seien. Conan Doyle verwendete in Stop-Motion-Technik erstellte Ausschnitte einer 1925 erfolgten Verfilmung des Romans, um mit den Dinosaurier-Animationen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der „Society of American Magicians“ zu beeindrucken, was ihm offenbar sehr gut gelang (S. 162-168).

11 Stiegler (2006, 2010, 2011), Stiegler & Thürlemann (2011). In einem weiteren Buch mit dem Titel *Belichtete Augen. Optogramme oder das Versprechen der Retina* (Stiegler, 2011) behandelt er nur indirekt das Thema der fotografischen Abbildung, nämlich in der Vorstellung, dass sich die letzte vor seinem Tod gesehene optische Wahrnehmung eines Menschen in seiner Retina auf fotografische Weise einprägt.

12 Vgl. z. B. Krauss (1992), Chéroux & Fischer (2005) und Harvey (2007).

Auf der anderen Seite nutzte er Fotografien als Dokumente, um die Greuelthaten zu verifizieren, die durch belgische Kolonialisten an Kongolesen vorgenommen wurden (*The Crime of the Congo*, 1909). Stiegler bringt Conan DoYLES Umgang mit Fotografien als Illustrationen in diesen beiden Büchern auf den Punkt:

Die Photographien dienten hier wie dort der Erzeugung einer visuellen Evidenz, nur daß sie im ersten Buch auf Aufklärung, im zweiten hingegen auf Irreführung zielen. Im Kongo-Buch glaubt Conan Doyle den Bildern, in *The Lost World* spielt er mit dem Glauben an die Bilder. Später wird sein Glaube an die nun spiritistischen Bilder ihn dazu verleiten, ihnen jene Evidenz zuzuweisen, die er in *The Lost World* noch ironisch eingesetzt hatte (S. 154).

Und an anderer Stelle:

Die Photographie wird [...] als Medium der Täuschung in Conan DoYLES Roman bewußt eingesetzt. Dabei werden verschiedene Aufzeichnungsmedien amalgamiert, die zusammengenommen zwar das Geschehen als wenig glaubwürdig erscheinen lassen, aber die grundsätzliche Möglichkeit bestimmter Elemente davon durchaus offenhalten. [...] Die Photographie ist ein Element unter vielen, die darauf zielen, die Fiktion als Realfiktion, als *scientific novel* zu plausibilisieren. Wiederum fungiert sie als ein Medium des Transfers zwischen zwei Welten, die hier munter koexistieren. Damit exerziert *The Lost World* en miniature durch, was für Conan DoYLES Werk insgesamt charakteristisch ist: eine Koexistenz sich vermeintlich ausschließender Ordnungen von Raum und Zeit, von Fiktionalität und Faktizität (S. 155).

In diesem längeren Zitat kommt Stieglers zentrale These zum Verständnis des Werks Conan DoYLES und dessen vermeintlichen Widersprüchen sehr klar zum Ausdruck. Er bezeichnet dessen Vorgehensweise als „strategischen Realismus“ (S. 16), bei dem Fakten und Fiktion sich wechselseitig stützen, um ein möglichst überzeugendes Szenario zu generieren. Die fiktionalen Schichten in seinen Texten sollen es dem Leser erleichtern, seine Perspektive zu erweitern und sich ernsthaft auf die Möglichkeit von Räumen jenseits der Alltagswirklichkeit einzulassen: „Sein [*Conan DoYLES – G. M.*] strategischer Realismus ermöglicht ihm die friedliche Koexistenz der unterschiedlichen Welten seines Œuvres. Aus der multiplen (schriftstellerischen) Persönlichkeit wird ein Wanderer zwischen den Welten“ (S. 17).

Das Buch umfasst neben einer Einleitung und einem Epilog sechs Kapitel sowie zwei Exkurse (zur Sherlock-Holmes-Ausstellung 1951 und zum Verhältnis Conan DoYLES zu dem berühmten Entfesselungs- und Zauberkünstler Harry Houdini). Die ersten vier Kapitel behandeln (1) den Amateurfotografen Conan Doyle, (2) die Konzeption der Figur Sherlock Holmes, (3) das Buch *The Crime of the Congo* und (4) den Roman *The Lost World*, wobei jeweils die Rolle der Fotografie im Zentrum der Betrachtung steht. Dies gilt auch für die Kapitel 5 und 6, die über 120 Seiten umfassen. Sie sind dem Spiritismus und den berühmten Elfenfotografien (*Cottingley Fairies*) gewidmet. Diese zweite Buchhälfte macht den Band für die Anomalistik im besonderen Maße interessant, da der Autor einen guten historischen Einblick in die wichtige

Rolle der Fotografie für den Spiritismus und in die Auseinandersetzungen im öffentlichen Diskurs gibt, in den Conan Doyle als prominenter Schriftsteller zentral involviert war. Dieser versuchte in Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, mit Buchpublikationen und auf Vortragsreisen Überzeugungsarbeit im Dienste seiner spiritistischen Weltanschauung zu leisten. Spiritistisch motivierte Fotografien dienten gleichermaßen als Anschauungsmaterial und Belege im Sinne starker Indizien, waren aber auch Gegenstand heftiger öffentlicher Kontroversen, an denen er sich beteiligte und mit einer quasi Sherlock-Holmeschen Vorgehensweise und scharfsinniger Logik seine Argumente platzierte. Er war Ehrenmitglied der von 1912-1923 tätigen *Society for the Study of Supernatural Pictures* und von 1926 bis 1930 Präsident des nach wie vor existenten College of Psychic Studies¹³ in London. Dort befindet sich ein Teil seiner Sammlung von anomalistischen Fotografien, die auch Bilder umfasst, die nicht auf konventionellem Weg, also unter Umgehung der Gesetzmäßigkeiten der Optik entstanden sind, wie etwa so genannte Gedankenfotografien.

Bernd Stieglers Buch hebt sich auf angenehme Weise von so mancher literaturwissenschaftlichen und historischen Arbeit zu anomalistischen Themen ab, indem der Autor einen im Großen und Ganzen neutralen und unaufgeregten Tonfall wahrt und er es sich in seinen klugen Ausführungen leisten kann, auf die so oft anzutreffenden Distanzierungsbemühungen (die ja gelegentlich in offene Häme übergehen) zu verzichten.

Zwar schreibt er in der Einleitung beispielsweise – und leider schon erwartungsgemäß typisch in der Art eines *disclaimers* – von Conan DoYLES „offenkundig absurde(r) und abwegige(r) Begeisterung für spiritistische Photographie und Elfenbilder“ (S. 11) und positioniert sich damit gleich zu Beginn klar und auch abwertend gegenüber diesem Gegenstand, doch nimmt er in der unmittelbar daran anschließenden Relativierung seinen Protagonisten wieder in Schutz, indem er ihn kulturhistorisch kontextualisiert:

Doch auch wenn uns heute Conan Doyle in seiner Verteidigung des Spiritismus gelinde gesagt merkwürdig vorkommt, teilte er seine Überzeugungen mit mehr als 10 Millionen Amerikanern und erreichte bei seinen Vorträgen, die ihn um die ganze Welt führten, etwa eine halbe Million Zuhörer, die zumeist für den Eintritt bezahlt hatten. Selbst dann, wenn er aus heutigen Augen Extrempositionen einzunehmen scheint, ist Conan Doyle recht gewöhnlich. Wenn wir daher über Conan Doyle sprechen, so sprechen wir eben auch über die Zeit zwischen 1880 und 1930 im allgemeinen, über ein halbes Jahrhundert, das zwischen Indizienparadigma und Spiritismusbegeisterung, der Zeichendeutung im Diesseits und im Jenseits pendelt. Conan Doyle ist wie ein Seismograph dieser Ausschläge; sein Werk zeichnet sie wie eine Fieberkurve nach. Wenn wir seine Texte lesen, so durchstreifen wir das Imaginarium dieser Zeit, das hier üppig wuchert: Darwin, Dinosaurier und Detektive bevölkern es ebenso wie Phantome, Photographien und Phantasien des »schwarzen Kontinents«. Diese wuchernde Vielfalt zeichnet sein Werk wie auch seine Zeit aus (ebd.).

13 <https://www.collegeofpsychicstudies.co.uk/>

Stiegler ist mit ironischen Bekundungen vergleichsweise zurückhaltend. Die Aggregation von Fakten, Zeitdokumenten und Zitaten (von Conan Doyle selbst und seinen Gegnern), die aus der heutigen Perspektive teilweise etwas kurios anmuten mögen, kann bei den Lesern zu ganz unterschiedlichen eigenen Vorstellungen führen. Während sich bei manchen ein Bild Conan DoYLES als naivem ‚Geistergläubigen‘ einstellen mag, der es eigentlich besser wissen müsste (so z. B. bei dem Literaturkritiker Tobias Lehmkuhl),¹⁴ entstand bei mir, der ich über sehr wenig Vorwissen über Conan Doyle verfügte, das Bild einer schillernden und durchaus schlaun Person, die sich in ihrer Fähigkeit, die beiden scheinbar unvereinbaren Welten der nüchternen rationalen Analyse und der Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Jenseits und der Existenz nach dem physischen Tod zu verbinden, ungewöhnlich kreativ und klug zeigte (z. B. durch die Art und Weise, wie Conan Doyle Houdinis sinistres Ansinnen unterließ, ihn bei einem Bankett der „Society of American Magicians“ mit seinen spiritistischen Ansichten bloß zu stellen – siehe S. 162-168).

Das Buch ist gut geschrieben, leicht zu lesen und stellt eine anregende Lektüre dar.¹⁵ Empfehlenswert.

Literatur

Apraxine, P., & Schmit, S. (2005). Photography and the Occult. In Chéroux, C., & Fischer, A. (Eds.), *The Perfect Medium: Photography and the Occult* (S. 12-17). New Haven, CN, & London: Yale University Press.

14 Siehe seine Rezension „Um uns lauter Elfen“ in *Die Zeit* Nr. 46 vom 6. November 2014.

15 Gerd H. Hövelmann, der mir in allen diesen Punkten zustimmt, kommt jedoch insgesamt zu einem nicht ganz so günstigen Urteil. Er bemängelt die Haltung des Autors, die den Spiritismus in seiner historischen Wirksamkeit und zeitgenössischen Legitimität zu leicht nehme, was sich subtil im ganzen Buch als ein Ungleichgewicht bemerkbar mache und den Nichtkenner auf ein falsches Gleis bringen könne. Zudem wies er mich auf einige faktische Fehler und inakzeptable Pauschalurteile hin, die das Buch enthält, wie etwa auf S. 159 („Houdini verfügte über Kenntnisse, die es ihm gestatteten, Experimente fälschungssicher zu machen und Behauptungen zu widerlegen“), auf S. 187 (die SPR wurde „von Frederick Myers und Edmund Gurney gegründet“; die unterschlagenen Gründungsmitglieder sind William F. Barrett und George John Romanes), auf S. 191 („George Vale Owen“ hat den falschen Mittelnamen; korrekt wäre Dale), und auf S. 212 beschreibt Stiegler das Medium Marjorie Crandon und verweist auf die gegenüberliegende Seite, die auf allen vier Fotos aber das Medium Kathleen Golligher zeigt (was im Bildtext wiederum korrekt angegeben ist). Im Übrigen weist Hövelmann darauf hin, dass der Autor an mehreren Textstellen auf die Vorzüge der Deduktion aufmerksam macht und betont, wie schön dieses Schlussverfahren durch Sherlock Holmes‘ kriminalistische Deduktionen veranschaulicht werde (z. B. S. 13). Das Problem damit ist, dass Sherlock Holmes‘ typische Schlussweisen gar keine deduktiven, sondern abduktive sind – ein Irrtum, dem allerdings Stiegler nicht als Einziger anheimgefallen ist, zumal Doyle selbst gelegentlich den Begriff „Deduktion“ für die Charakterisierung der Holmes’schen Methode verwendet (vgl. dazu z. B. Truzzi, 1973; Sebeok & Umiker-Sebeok, 1982; Eco & Sebeok [Eds.], 1985).

- Ch eroux, C., & Fischer, A. (Eds.) (2005). *The Perfect Medium: Photography and the Occult*. New Haven, CN, & London: Yale University Press.
- Eco, U., & Sebeok, T.A. (Eds.) (1985). *Der Zirkel oder Im Zeichen der Drei. Dupin, Holmes, Peirce*. München: Wilhelm Fink
- Harvey, J. (2007). *Photography and Spirit*. London: Reaction Books.
- Krauss, R.H. (1992). *Jenseits von Licht und Schatten. Die Rolle der Photographie bei bestimmten paranormalen Phänomenen – ein historischer Abriss*. Marburg: Jonas-Verlag.
- Mayer, G. (2015). Fotografien in der Anomalistik. In Mayer, G., Schetsche, M., Schmied-Knittel, I., & Vaitl, D. (Eds.). *An den Grenzen der Erkenntnis. Handbuch der wissenschaftlichen Anomalistik* (S. 451-465). Stuttgart: Schattauer.
- Sebeok, T.A., & Umiker-Sebeok, J. (1982). „Du kennst meine Methode“. *Charles Sanders Peirce und Sherlock Holmes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stiegler, B. (2006). *Bilder der Photographie. Ein Album photographischer Metaphern*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stiegler, B. (2010). *Texte zur Theorie der Fotografie*. Stuttgart: Reclam.
- Stiegler, B. (2011). *Belichtete Augen. Optogramme oder das Versprechen der Retina*. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Stiegler, B., & Thürlemann, F. (2011). *Meisterwerke der Fotografie*. Stuttgart: Reclam.
- Truzzi, M. (1973). Sherlock Holmes: Applied social psychologist. In Truzzi, M. (Ed.), *The Humanities as Sociology* (S. 93-126). Columbus, OH: Charles E. Merrill Publishing Co.

Douglas Selvage & Christopher Nehring

Die AIDS-Verschwörung

Das Ministerium für Staatssicherheit und die AIDS-Desinformationskampagne des KGB

(Schriftenreihe des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik)

Berlin: Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen, 2014

ISBN 978-3-942130-76-9, 152 Seiten, € 5,00

Rezensent:

FLORIAN G. MILDENBERGER¹⁶

Die Unterlagen der „Stasi“ bergen Schätze für Historiker, die aber schwer zu heben sind. Noch immer sind nur Teile der Aktenberge sortiert und erschlossen, und die Autoren des vorliegenden Werkes stießen nur durch Zufall in Akten des bulgarischen Pendantes zur „Stasi“ auf korrespondierende Quellen, die es ihnen ermöglichten, gezielt in Berlin im Archiv zu suchen. So gelang Douglas Selvage und Christopher Nehring der Abschluss einer jahrelangen Recherche. Seit 1992 war bekannt, dass das KGB hinter jener Pressekampagne der 1980er Jahre gesteckt hatte, wonach das HI-Virus ein Produkt aus Fort Detrick / Maryland gewesen sei. Nun liegt erstmals eine Publikation vor, die sich der Frage annimmt, inwieweit das Ministerium für Staatssicherheit in diese Kampagne verwickelt gewesen ist. Diese Pressekampagne ist untrennbar verknüpft mit den Namen von Jakob und Lilli Segal. Ihre Thesen werden bis ins 21. Jahrhundert hinein verbreitet (S. 134f).

Das Aufkommen der neuen Krankheit „AIDS“, das Versagen politischer und medizinischer Entscheidungsträger und die in den ersten Jahren unklaren Übertragungswege begünstigten die Entstehung von Verschwörungstheorien, so dass das KGB diese Stimmung ausnutzen konnte. Ab 1985 begann eine Kampagne, wobei sowohl im journalistischen Bereich tätige Agenten als auch unwissende, den USA aber kritisch gegenüberstehende Autoren mit Informationen versorgt wurden, z. B. über das KGB-Vorfeldjournal *Covert Action Information Bulletin* (CAIB). Gleichzeitig entfalteten die Geheimdienste in der DDR und Bulgarien als „Kampfabteilungen der ruhmreichen sowjetischen Tscheke“ (Erich Mielke über sein Ministerium) koordinierte eigene Aktivitäten. Der deutsch-russische Biologe Jakob Segal entwarf ein Szenario, wie das HI-Virus als fehlgegangenes Projekt der militärischen Biotechforschung 1977 entwickelt und

¹⁶ Florian G. Mildenerberger (geb. 1973) ist Professor an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Er studierte in München, London und Berlin Neuere Geschichte, Geschichte Osteuropas und Politikwissenschaft (1998 M.A., 2000 Promotion zum Dr. phil.) und war von 2003 bis 2006 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Medizin der Ludwig-Maximilians-Universität München (2006 Habilitation).

über gesellschaftliche Randgruppen verbreitet worden sei (S. 37). Trotz einer Reihe von Fehlern in Segals Argumentation fanden seine Ausführungen aufgrund seines Status' als Wissenschaftler und dem im Ganzen fachwissenschaftlichen Duktus der Behauptungen Anerkennung und wurden zitiert. Ein erster Höhepunkt der Rezeption war die Konferenz der Blockfreien Staaten in Harare 1986 (S. 56 f.). Für die Diskussionen in der Bundesrepublik relevanter war aber das Interview Jakob Segals mit Stefan Heym, das am 18. Februar 1987 in der *taz* erschien. Selvage und Nehring stellen indirekt die Frage, wie groß der Einfluss des „MfS“ auf die Redaktion der Zeitung gewesen sei (S. 77).

Während das „MfS“ die Verbreitung der Thesen des Ehepaars Segal befeuerte, half es, die Kritiker im eigenen Land von einer Debatte zu exkludieren. Versuche amerikanischer Gelehrter, eine offene Diskussion über die „Fort-Detrick“-These zu beginnen – eine geheimdienstlich induzierte Kampagne war amerikanischen Behörden nicht unmöglich erschienen – war kein Erfolg beschieden. Noch im Herbst 1989 plante das MfS die Herstellung eines Propagandafilms, der in westdeutschen linken Subkulturen aufgeführt werden sollte (S. 109). Auch der Zusammenbruch der sozialistischen Staatenwelt konnte den Erfolg der Segalschen Thesen nicht gefährden. Das Fehlen eines Heilmittels und das weiterhin bestehende Misstrauen gegen die USA als letzte verbliebene Supermacht begünstigten die weitere Rezeption. Das erfolgreiche Auftreten des Molekularbiologen Peter Duesberg, der einen Zusammenhang von HI-Virus und AIDS-Infektion bestritt, nutzte auch anderen „alternativen“ Erklärungsmodellen.¹⁷ Nach dem Tod von Jakob (1995) und Lilly (1999) Segal wurden ihre Überlegungen medial in Filmen umgesetzt bzw. modifiziert. In alternativmedizinischen Zusammenhängen spielt die „Fort-Detrick“-These ebenfalls weiter eine große Rolle.

Im Ganzen liefern Selvage und Nehring eine kongruente und umfängliche Aufarbeitung eines für Kulturwissenschaftler, Wissenschaftshistoriker und Medienwissenschaftler gleichermaßen interessanten Themas. Allerdings hätten die Inhalte des Werkes auch mühelos in einem Aufsatz von 40 Seiten abgehandelt werden können. Negativ ist zu bemerken, dass es weder ein Register noch ein Literaturverzeichnis gibt, was die vertiefende Lektüre des vorliegenden Werkes unnötig erschwert. Zuletzt sei angesprochen, dass eine These, nur weil sie von Geheimdiensten missbraucht wurde, deshalb noch lange nicht widerlegt ist.

Literatur

Bialy, H. (2004). *Oncogenes, Aneuploidy and AIDS: A Scientific Life and the Times of Peter Duesberg*. Berkeley, CA: North Atlantic Books.

¹⁷ Zu Duesberg siehe Bialy (2004).

Andrea von Wilmowsky

Segelfalter

Pöcking: Andrea Freifrau von Wilmowsky, 2012 (Kindle), 2014 (1. überarb. Printausgabe)
ISBN 978-3-00-041279-0, 134 Seiten, € 10,00

Rezensentin:

RICARDA R. ZÖHN¹⁸

Menschen, denen ungewöhnliche Dinge passieren, haben verschiedene Möglichkeiten, diese zu interpretieren. Während mancher gewisse Phänomene vielleicht gar übersieht, zerbricht unter ähnlichen Umständen das Weltbild eines anderen. Dieser ist dann meist versucht, entweder seine Erfahrungen neu einzuordnen oder sein Weltbild entsprechend anzupassen. Für Andrea von Wilmowsky waren eine Reihe außergewöhnlicher Erlebnisse der ausschlaggebende Grund, das vorliegende Buch zu schreiben, um solche Erfahrungen, nach ihren Worten, „verarbeiten“ zu können. Diese Selbsttherapie, die man auf wenige Seiten hätte beschränken können, verteilt sich hier allerdings über 130 teils zähe Seiten, in denen die Autorin versucht, dem Leser einen Einblick in ihre Lebens- oder eher Liebesgeschichte zu geben.

Es dreht sich um die subjektive Beschreibung eines Kontaktes zu einem zwischenzeitlich verstorbenen Menschen. Auf den ersten 51 Seiten wird dem Leser dargelegt, wie sich die Autorin und ihr damaliger Partner kennenlernten und wie deren Liebe unerwartet und leidenschaftlich entflammte. Um dies zu untermauern, verwendet von Wilmowsky holprige und teilweise dem Leser unangenehme Darstellungen ihrer Liebe zueinander. Kostprobe: „Gelegentlich standen wir sogar unter Strom: Wechselstrom, Starkstrom – da konnte schon mal eine Sicherung durchbrennen...“ (S. 24). Nach einer kurzen, aber sehr intensiven Liebesbeziehung trennt sich das Paar und entschließt sich, den Kontakt zueinander komplett abzubauen. Nach Jahren der Trennung und der Ungewissheit darüber, warum die Liebe eigentlich erloschen war, träumt die Protagonistin über einen gewissen Zeitraum regelmäßig von Flugzeugabstürzen. Diese belasten sie so sehr, dass sie anfängt, nach einer Ursache zu suchen. Als sie durch einen Zufall von dem Tod ihrer vergangen Liebe bei einem Segelflugzeugabsturz erfährt, finden diese Alpträume ein Ende und eine Reihe vermeintlich synchronistischer Ereignisse beginnt.

Von diesem Moment an sieht die Autorin in ziemlich *allem*, was ihren Weg kreuzt, eine Verbindung zu dem Verstorbenen. Während viele dieser Beispiele den Leser etwas schmunzeln lassen, scheinen einige der Vorkommnisse tatsächlich einen synchronistischen „Touch“

¹⁸ Ricarda Rebecca Zöhn, MSc. in klinischer Neuropsychologie und BSc in Psychologie (beides Rijksuniversiteit Groningen), hat ein Praktikum in der parapsychologischen Beratungsstelle in Freiburg i.Br. absolviert und interessiert sich besonders für das Phänomen der außerkörperlichen Erfahrung. Zweiter Dan (Schwarzgurt) im Shotokan und Freestyle Karate. Zwischen 2005 und 2014 mehrere Auslandsstipendien.

zu haben. Besonders die „Zufälle“ und die daraus resultierenden Interpretationen der Autorin sind für jeden, der sich für die klinische Parapsychologie interessiert, ein praktisches Beispiel dafür, wie manche Menschen an solche Erfahrungen herangehen und wie sie diese interpretieren. Alles in allem eine nette Geschichte, die auf eine ganz persönliche Art deutlich macht, wie Menschen mit solchen Erfahrungen umgehen. Wie bereits erwähnt, hätte es allerdings genügt, diese Erlebnisse auf wenigen Seiten wiederzugeben, um den Inhalt erfassen zu können. Weiter ist der Schreibstil generell leger und sehr emotional. Viele Passagen scheinen den Leser unbedingt in die Geschichte einspannen zu wollen. Zudem gibt es einige Schreib- und Grammatikfehler, die erkennen lassen, dass das Buch nicht gründlich Korrektur gelesen wurde. Auch deshalb ist dieses Buch wirklich nur bedingt zu empfehlen. Für parapsychologisch unvorbelastete Leser könnte das Buch durchaus seinen Reiz haben, auch Menschen, die sich an leichter Kost erfreuen, werden nicht enttäuscht werden. Erfahrenen Parapsychologen und anderen wissenschaftlich Interessierten, zu denen die Leser der *Zeitschrift für Anomalistik* in der Regel zählen, kann man dieses Büchlein allerdings nicht empfehlen, da es keinen wissenschaftlichen Beitrag leistet und es zu keinerlei eigenem Nachdenken anregt. Es gibt bessere Möglichkeiten, sich die Zeit zu vertreiben.

Michael Butter

Plots, Designs, and Schemes: American Conspiracy Theories from the Puritans to the Present

Berlin & Boston: Walter de Gruyter, 2014

ISBN: 978-3-11-034693-0, 322 Seiten, € 99,95

Rezensent:

ALAN SCHINK¹⁹

Michael Butter ist mittlerweile ein auch in der nicht-akademischen Öffentlichkeit bekannter, anerkannter und gefragter Forscher zum Thema Verschwörungstheorien (VT). Als Amerikanist, Kultur- und Literaturwissenschaftler untersucht er in der hier rezensierten Monographie das Phänomen der VT vor allem hinsichtlich ihrer narrativen Form, in der sie über die letzten drei Jahrhunderte hinweg in der US-amerikanischen Geschichte aufgetreten ist. Im Mittelpunkt steht dabei zunächst die „republikanische Jeremiade“ (S. 51), eine religiös motivierte und politische Predigt, die für Butter gewissermaßen prototypisch das Verschwörungsdenken

¹⁹ Alan Schink studierte Philosophie (BA), Geschichte und Soziologie (BA) an der Universität Stuttgart und Soziologie (MA) an der TU Berlin. Derzeit ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter und Dissertant an der Universität Salzburg in der Abteilung für Soziologie und Kulturwissenschaft.

des US-amerikanischen Puritanismus repräsentiert und an deren Form und Inhalt er auch die verschwörungstheoretische Kommunikation späterer Epochen misst, wozu Verschwörungstheorien über Katholiken, Sklavhalter sowie Sklavereigeegner und schließlich, im Zuge der „Great Red Scarce“, auch Kommunisten gehören (vgl. S. 249). Diese VT analysiert der Autor anhand von mehr oder weniger populären, fiktiven und politischen, literarischen Quellen in fünf umfangreichen Kapiteln sehr detailliert.²⁰ Eine kulturhistorische Zusammenschau des US-amerikanischen Verschwörungsgedankens und ihr epochenübergreifender Vergleich, der in der Gegenwart mündet, stellen die thematischen Foki dieser Monographie dar, und daran sollte das auf Butters Habilitationsschrift basierende Buch hauptsächlich gemessen werden.

Dies allerdings wird die vorliegende Rezension in nur sehr begrenztem Umfang leisten können. Stattdessen werde ich mich im Folgenden und in der gebotenen Kürze wesentlich auf den methodologischen, definitorischen und typologischen Begründungszusammenhang und auf Butters Begriff der Verschwörungstheorie beschränken, das heißt konkret: vor allem auf den ausführlichen einleitenden Teil (S. 1-67) sowie auf die „Conclusion“ (S. 283-302) des Buches eingehen. Ich greife diesen Aspekt heraus, weil er mich als gegenwartsbezogenen Forscher am meisten interessiert und weil, wie sich zeigen wird, Butter selbst sich begrifflich an analytischen Konzepten der Gegenwarts-Konspirologie, vor allem an Mark Fenster (1999), Peter Knight (2000) und Michael Barkun (2003), orientiert, diese ihm also als argumentative Klammer auch für die Analyse und Bewertung seines historischen (Haupt-)Teils dient. Darüber hinaus verspricht einerseits schon der Buchtitel eine Auseinandersetzung mit Verschwörungstheorien „bis in die Gegenwart“, andererseits beschäftigen Butter im Zuge der historischen Recherche selbst immer wieder auch Analysen des gegenwärtigen Verschwörungsdiskurses, die er dann selbst wiederum, in guter zirkular-hermeneutischer Manier, vor der Folie seiner historischen Untersuchung zu deuten versucht.

Die Einleitung und das erste Kapitel dienen dem Autor zur Vorstellung und Begründung seines Konzepts und des Forschungsprojekts. Hier geht er umfassend auf seine Methodologie und die von ihm verwendete Literatur ein. Zu Beginn der Einleitung stellt Butter die Definition der Verschwörungstheorie vor, mit der er durch das Buch hinweg operiert: „Conspiracy theories hold that a group of evil agents, the conspirators, has assumed or is currently trying to assume control over an institution, a region, a nation, or the world“ (S. 1). Zwei Punkte fallen hierbei bereits auf: Erstens ist in dieser Definition das klandestine Moment unterbestimmt, d.h. dass VT sich in der Regel auf die *geheime* Agitation beziehen. Demgegenüber wird in Butters Definition der *manichäische* („evil agents“) Aspekt hervorgehoben. Zweitens gehe es nach Butter in Verschwörungstheorien den verdächtigten Akteurinnen und Akteuren allein um „Kontrolle“ und nicht um Zerstörung, Tötung oder eine andere deviante oder kriminelle Tätigkeit. Diese sehr exklusive Definition der Verschwörungstheorie nimmt bereits axiomatisch vorweg, was Butter dann am Schluss auch über die „conspiracist worldview“ schreibt, nämlich, dass ihre Falschheit in seiner Untersuchung, wie auch in der anderer Forscher, methodologisch

20 Für Interessierte gibt ein Blick ins Inhaltsverzeichnis Auskunft über den genauen thematischen Aufbau des Buches: www.degruyter.com/viewbooktoc/product/248160 (letzter Zugriff am 11.03.15).

vorausgesetzt werde (S. 288). In der seiner anfänglichen Definition zugehörigen Fußnote lässt der Autor dann folgerichtig auch durchblicken, dass für ihn kein analytischer Unterschied zwischen Verschwörungstheorie (“conspiracy theory”) und Verschwörungsglaube bzw. -ideologie (“belief in conspiracy”) besteht. Ich komme auf diese definitorische Entscheidung und ihre epistemologischen Folgen am Ende der Besprechung nochmals zurück, will jedoch zuvor noch zentrale Aussagen und einige interessante Aspekte der Studie präsentieren.

Denn von dieser bemerkenswerten und selbst nicht weiter erklärten Definition abgesehen, stellt Butter seinen theoretischen Rahmen sehr ausführlich und gut begründet dar. Butter kritisiert die anthropologische Bestimmung von VT mit dem berechtigten Hinweis, dass sie die „offensichtliche Tatsache“ nicht erklären könne, „dass Verschwörungstheorien [...] sich in bestimmten Kulturen und in manchen historischen Momenten mehr verbreiten als in anderen“ (S. 37). In diesem Argument liegt dann auch die Begründung für die Durchführung der vorliegenden Studie. Prägend für die US-amerikanische VT und charakteristisch für ihre Genese sind nach Butter vor allem drei Faktoren: die Epistemologie der Kausalität (S. 37-44); die politische „Ideologie des Republikanismus“ (S. 44-49); das religiöse „Erbe des Puritanismus“ (S. 49-54; vgl. Butter 2014). Darüber hinaus zeigt er auf, dass die Unterscheidung zwischen metaphysischen und säkularen verschwörungstheoretischen Deutungsmustern zwar hilfreich, aber typologisch dennoch oftmals nicht hinreichend und spezifisch genug ist. Beim bekannten US-amerikanischen Radio-Moderator und Verschwörungstheoretiker Alex Jones etwa, so Butter, verbinden sich beide Stränge (S. 56), und überhaupt markiert die Verschwörungstheorie für den Forscher gerade den Ausgang des religiösen Weltbildes in ein humanistisches – wobei er gleichzeitig zu zeigen versucht, dass „säkulare Verschwörungstheorien besonders gut in Kontexten gedeihen, in denen religiöse Weltbilder populär sind“ (S. 36). Methodologisch in jedem Fall hervorhebenswert scheint mir Butters plausibler und im Ganzen gelungener Versuch, das Konzept des “cultural work” von Jane Tompkins (1985) für seine eigene Untersuchung fruchtbar zu machen. Dieses erlaubt es ihm, zwei wesentlich gegenläufige Funktionen von VT zu thematisieren: Identitätsstiftung bzw. Community-Bildung sowie die Evokation oder Artikulierung eines Konflikts mittels VT (S. 21). Beide Funktionen hängen zusammen mit der integrativen und mobilisierenden sowie mit ihrer zersetzenden und destruktiven Seite, die durch “*distortion*” und “*othering*” bedingt seien.

Bezugnehmend vor allem auf Michael Barkun (2003) unterscheidet Butter dann typologisch zwischen VT die sich auf ‚öffentliche‘ oder offiziell existierende und solchen, die sich auf ‚geheime‘ oder fiktive Gruppierungen oder Organisationen beziehen (S. 57). Darüber hinaus entlehnt er Barkuns Differenzierung zwischen prozessorientierten (“systemic”) und ereignishaften (“event”) VT (S. 57f) sowie später zwischen solchen, die eine Bedrohung *externalisieren* und solchen, die die Verschwörung *innerhalb* der eigenen “community” oder Gesellschaft verorten (S. 62f), wobei er diese Gegenüberstellung auch mit dem Verweis kritisiert, dass beide sich nicht unbedingt ausschließen müssten (S. 63). Damit im engen Zusammenhang steht die schon angerissene Unterscheidung zwischen destruktiven und sozial zersetzend wirkenden VT und solchen, die produktiv im Sinne der Gemeinschaftsbildung fungieren (z. B. S. 20f, 70, 116). Am Beispiel der “Catholic conspiracy theory” (d.h. hier: *anti*-katholischen VT) möchte

ich Butters Vorgehen im Zusammenhang mit der von ihm vorgenommenen Typologisierung knapp rekonstruieren.

Da das anti-freimaurerische Verschwörungsdenken in Europa aufgrund des Einflusses der (katholischen) Kirche eine viel stärkere Rolle spielte als in den Vereinigten Staaten, geht Butter nur verhältnismäßig kurz (S. 118-123) auf dieses ein und wendet, von da ausgehend, den Blick auf Verschwörungstheorien über Katholiken (S. 124-166), wobei er anmerkt, es sei “telling how quickly anti-Masonry disappeared when long-standing prejudices against catholics developed into a genuine conspiracy theory” (S. 122). Nach Butter findet letztere vor allem in den 1830ern bis in die 1850er Jahre Verbreitung (vgl. S. 62) und wendet sich mit dem Feindbild des Papsttums vor allem, wie er zu zeigen versucht, gegen eine *externe Bedrohung*. Wie schon die Freimaurerei zuvor, so wurden auch die Katholiken von den überwiegend protestantischen Bevölkerungsteilen wegen genau derselben Sachverhalte beschuldigt: Geheimhaltung, rituelle Praxis, hierarchische Organisation, Feindseligkeit gegenüber demokratischen Strukturen und Mangel an Moralität (S. 121). Dennoch wirkten anti-katholische VT aufgrund ihrer externalisierenden Funktion anders als viele anti-freimaurerische VT – deren mutmaßliche Verschwörung sich im *Inneren* der eigenen Gemeinschaft vollzog und damit tendenziell der Vergemeinschaftung entgegen wirkte –, in erster Linie gemeinschaftsbildend. Entstehen und sich reproduzieren konnten diese Verschwörungstheorien nach Butter aber nur in einem (bereits latent vorhandenen) gesellschaftlichen Klima des Anti-Katholizismus, das sie wiederum selbst verstärkten. Sozialpsychologisch gesehen, gedeiht ein solches Klima vor allem in der Angst vor Überfremdung durch Einwanderung, und seinen Niederschlag findet es außer in der oralen Verbreitung vor allem in einschlägigen literarischen Werken dieser Zeit (S. 129), wobei Butter hier stellvertretend die Werke von Lyman Beecher und Samuel Morse untersucht. Der Forscher bringt die verunsicherte und xenophobe Haltung, die das konspirationistische Denken beförderte und sich in den Texten der genannten Zeitgenossen ausdrückt, mit der Formulierung auf den Punkt: “Immigration [...] is invasion by different means” (ebd.). Wichtig ist, dass sich bereits anhand der Fallstudie über den Anti-Katholizismus in der Mitte des 19. Jahrhunderts, und noch ausdrücklicher an Butters Rekonstruktion des Falles „Alger Hiss“ während der „Great Red Scarce“ im Kalten Krieg (S. 244f), die Interdependenz zwischen Verschwörungstheorien über einzelne Ereignisse (“event conspiracies”) und solche über größere Zusammenhänge und Zeiträume (“systemic conspiracies”) abzeichnet (s. o.). Eine solche Wechselseitigkeit hebt Butter zwar im Laufe der Untersuchung mehrmalig hervor, im Schlussteil, wo es um die Auseinandersetzung mit dem gegenwärtigen Konspirationismus in den USA und dabei vor allem um 9/11 und den “war on terror“ geht, scheint er sie jedoch offensichtlich aufzugeben oder sich zumindest nicht mehr konsequent daran zu orientieren.

Dies sei an einem letzten Punkt exemplifiziert. Butter gesteht in Referenz auf Jack Bratichs (2008) und Peter Knights (2008) Position der strukturellen und semantischen Äquivalenz zwischen der „offiziellen“ und nicht-offiziellen VT zu 9/11 zwar ein, dass auch die erstere eine “conspiracy theory“ sei (S. 295f). Jedoch behauptet der Amerikanist, die offizielle Theorie unterscheide sich als eine Verschwörungstheorie über ein einzelnes Ereignis (“event conspiracy” theory) ihrer Form – und damit auch ihrem Erklärungsanspruch – nach von „Theorien,

die versuchen, Verschwörungen der Regierung aufzudecken“ (S. 296). Letztere seien, zusammen mit Theorien etwa über die „Neue Weltordnung“ (NWO) oder das „Zionist Occupied Government“ (ZOG), vielmehr der Kategorie der sogenannten „systemic conspiracies“ zuzuordnen (a. a. O.). Für Butters Definition von VT ist entscheidend, dass – in diesem Falle – US-Amerikaner und Amerikanerinnen *selbst* in die mutmaßlichen Verschwörungen verwickelt sind, die diese Verschwörungstheorien aufzudecken vorgeben und dass sie behaupten, dass die *eigene* Regierung bereits von bedrohlichen Gruppen zum Zwecke der Verwirklichung ihrer unheilvollen Ziele unterwandert sei.

“All these characteristics can be observed in 9/11 conspiracy theories” (S. 297), schreibt Butter und meint damit *nicht* die offizielle Deutung von 9/11. Darüber hinaus gehe es im offiziellen 9/11-Narrativ, die in Osama bin Laden den Urheber der Anschläge sieht, nicht um „Unterwanderung“ oder „Kontrolle“ staatlicher Einrichtungen, die nach Butters Definition charakteristisch für VT sind (s. o.), sondern um deren „Zerstörung“ (S. 296). Butters Argumentation bezieht sich insofern auf zwei Dimensionen. Verschwörungstheorien in seinem Sinne müssten 1.) ein prozessuales Wesen aufweisen, d. h. sich auf mehr als bloß auf die Aufzählung vereinzelter Ereignisse beziehen und würden 2.) nicht (allein) auf die destruktiven Ziele ihrer mutmaßlichen Agenten verweisen. Auf die offizielle 9/11-Darstellung träfen diese Charakteristika nicht zu, behauptet nun der Forscher. Abgesehen von dieser sehr exklusiven Definition von VT, nach deren Bestimmung jegliche Form von Attentaten und/oder Staatsterrorismus nicht essentieller Gegenstand von Verschwörungstheorien sein könnten, ist Butters daraus gezogene Schlussfolgerung nicht richtig. Auch die offizielle Verschwörungstheorie zu 9/11 ist nur im Rahmen des (Groß-)Narrativs vom „global terror network“²¹ bzw. eines „enemy“ eines „radical network of terrorists, and every government that supports them“²² sinnvoll und glaubwürdig.

Auch die offizielle Verschwörungstheorie erschöpft sich nicht im „9/11 Commission Report“²³, sondern entsteht innerhalb der Konstellation von Ereignis- und Prozess Erzählungen, die für VT charakteristische Elemente aufweisen. Auch sie erfüllt eine gemeinschaftsbildende Funktion („Either you are with us, or you are with the terrorists“²⁴), bezieht sich also sowohl auf ein 9/11 als Ereignis als auch auf einen Prozess der dieses Ereignis erst ermöglicht („terror and evil that grows in certain areas of the world“²⁵) und operiert gleichsam mit der für das

21 Dick Cheney: Full Text of Dick Cheney’s Speech: The US vice president, Dick Cheney, delivered this speech to the Veterans of Foreign Wars (VFW) National Convention in Nashville, Tennessee. In *The Guardian*, 27.02.2002. <http://www.theguardian.com/world/2002/aug/27/usa.iraq> (letzter Zugriff: 14.03.15).

22 G.W. Bush: Address to the Nation, Washington, DC, September 20, 2001. <http://www.presidentialrhetoric.com/speeches/09.20.01.html> (letzter Zugriff: 14.03.15).

23 Von dem die Öffentlichkeit übrigens seit Dezember 2014 definitiv weiß, dass seine Kernaussagen auf der Basis von Folter entstanden und somit vom kriminalistischen Standpunkt aus gesehen wertlos sind.

24 A. a. O.

25 A. a. O.

verschwörungsideologische Denken typisch manichäistischen und moralisierenden Semantik. Was Butter schön am Beispiel der “Loose-Change”-Filme zeigt (S. 297; vgl. Butter 2010), gilt nicht weniger für die offizielle Verschwörungstheorie bzw. -ideologie. Zeugnis davon ist eben nicht nur der “Commission Report” als kriminalistisches Dokument, sondern zugleich die dieses Ereignis sinnhaft rahmenden politischen Reden und Anschuldigungen sowie die damit einhergehenden (sicherheits-)politischen Maßnahmen.

Butters umfassendes Werk ist in jedem Fall eine Bereicherung für die konspiologische Forschung. Es liefert wichtige und sehr detaillierte Einblicke in die Geschichte des US-amerikanischen Verschwörungsideologens, die der Verfasser vor allem durch die innovative Kombination gegenwärtiger theoretischer und heuristischer Konzepte und der untersuchten historischen Quellen auf teilweise sehr kreative Art verarbeitet. Dennoch scheint manches an vielen Stellen nicht konsequent zu Ende gedacht. Die hier hauptsächlich beanstandeten Punkte, vor allem auch im Falle der Bewertung von 9/11, sind offensichtlich Butters definitorischer Nicht-Unterscheidung zwischen Verschwörungstheorien im Sinne lokaler, kriminalistischer und prinzipiell falsifizierbarer Thesen einerseits und Verschwörungsideologien als globale, narrative und primär sinnerzeugende Rahmungen andererseits geschuldet. Dass beide oftmals und an vielen Stellen ineinander greifen, hat er in dieser Studie mehrfach und zurecht herausgestellt, aber schlussendlich nicht konsequent ausgeführt. Des weiteren bleibt unklar, weshalb VT sich nicht auch auf Destruktion, sondern nur auf „Kontrolle“ beziehen sollen und auch weshalb Butter sich nicht stärker mit dem klandestinen Moment dieser Gattung auseinandersetzt, dass auch in seiner Definition fehlt. All diese methodologischen Entscheidungen und (Nicht-) Unterscheidungen führen dazu, dass die Leserinnen und Leser an einigen Stellen das Gefühl überkommt, dass Butter einen sehr weiten (z. B. im Falle des Puritanismus), an anderen Stellen allerdings einen sehr engen Begriff der Verschwörungstheorie (9/11 und “war on terror”) verwendet. Diese definitorische Unschärfe – die prinzipiell in jeder empirischen Untersuchung sich einstellt – löst der Autor zurecht immer wieder mit der Fokussierung auf Funktion und Semantik von VT, hält sie allerdings nicht bis in die Gegenwartsanalyse hin durch, was sich im Falle von 9/11 in aller Deutlichkeit zeigt. Angesichts der erwähnten Mängel und des aus Sicht von Durchschnittsverdienern sehr hohen Preises, ist die Anschaffung dieser Lektüre vor allem den historisch interessierten Amerikanisten und Kulturforschern zu empfehlen. Sie (kritisch) zu lesen, lohnt sich für Verschwörungstheorie-Forscher in jedem Fall.

Literatur

- Barkun, M. (2003). *A Culture of Conspiracy: Apocalyptic Visions in Contemporary America*. Berkeley: University of California Press.
- Bratich, J. Z. (2008). *Conspiracy Panics: Political Rationality and Popular Culture*. New York: State University of New York Press.
- Butter, M. (2014). Konspirationistisches Denken in den USA. In Anton, A., Schetsche, M., & Walter, M. (Eds.). *Konspiration. Zur Soziologie des Verschwörungsideologens* (S. 259-276). Wiesbaden: Springer Verlag.

- Butter, M., & Retterath, L. (2010). From alerting the world to stabilizing its own community: The shifting cultural work of the loose change films. *Canadian Review of American Studies*, 40, (1), 26-44.
- Fenster, M. (1999). *Conspiracy Theories: Secrecy and Power in American Culture*. Minneapolis, MI & London: University of Minnesota Press.
- Knight, P. (2008). Outrageous conspiracy theories: Popular and official responses to 9/11 in Germany and the United States. *New German Critique: An Interdisciplinary Journal of German Studies*, 103, 165-193.
- Knight, P. (2000). *Conspiracy Culture: From Kennedy to the X-Files*. London & New York: Routledge.
- Tompkins, J. (1985). *Sensational Designs: The Cultural Work of American Fiction, 1790-1860*. New York: Oxford University Press.

Charis K. Skarlakidis

Heiliges Licht

Das Wunder vom Karsamstag am Grab Christi

Athen: "Elaia" Publishing, 2012

ISBN 978-960-99255-8-7, 288 Seiten, € 18,00

Rezensent:

WOLFRAM MANDEL²⁶

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist Grieche. Im Jahr 1971 geboren, studierte er Architektur an der Universität Thessaloniki und ist Dozent für Konstruktionsprogramme mittels Computer. Er ist zugleich Selbstverleger seines Buches, das zuerst 2010 auf Griechisch erschien.²⁷

„Heiliges Licht“ ist ein Licht- und Flammen-Phänomen von angeblich paranormaler Natur, das innerhalb und außerhalb der Grabeskapelle in der Grabeskirche (auch: Auferstehungskirche) zu Jerusalem in Erscheinung tritt – seit 17 Jahrhunderten alljährlich an jedem orthodoxen Karsamstag. Zentrales Ereignis hierbei ist im Rahmen eines Ritus die wunderbare Selbstentzündung der Öllampe am Grabe Christi bzw. die Selbstentzündung der Kerzen in der Hand des dort betenden griechischen Patriarchen, welcher die Feier zelebriert. Dieser tritt danach aus der Grabkammer und gibt das Licht an die bis dahin im Halbdunkel mit Kerzen wartenden

26 Wolfram Mandel ist Diplom-Bibliothekar und war als solcher 1971 auch am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene, Freiburg i. Br., tätig.

27 Das Buch ist im Buchhandel nicht so einfach erhältlich. Es wird aber von Amazon angeboten und in Deutschland (Prodomos) und Österreich (Mediatrix) von mehreren christlichen Buchverlagen betreut. (Anm. d. Red.)

Gläubigen weiter, wobei weitere ‚paranormale‘ Entzündungen auftreten sollen. Ferner sollen blitzartige Lichtphänomene, bläulich fließendes Licht und Flammen auftreten, die weder Bärte noch Hände versengen.²⁸ Dieses womöglich paranormale Geschehen während des besonderen Gottesdienstes ist in den katholischen und protestantischen Ländern weitgehend unbekannt. Auch in Werner Bonins *Lexikon der Parapsychologie* (Bonin, 1976) ist es nicht verzeichnet. Wikipedia indessen bietet einen Artikel unter „Heiliges Feuer“ und einen weiteren Eintrag unter dem Stichwort „Osternacht“ als Unterkapitel. Im Internet findet man inzwischen noch andere deutschsprachige Artikel. Da es eine festgeschriebene oder sonstwie im Gebrauch bewährte Benennung nicht gibt, wird man hier auch mittels der Stichwörter „Feuerwunder“, „Lichtwunder“ und „Das Heilige Lichtfeuer“ fündig. An deutschsprachigen Monographien gab es bisher nur die frühe Veröffentlichung von Klameth (1913). Deshalb schließt Skarlakidis‘ verdienstvolle Arbeit eine Lücke, die aber bisher anscheinend kaum bemerkt wurde.

Zur räumlichen Orientierung noch Folgendes: Die Grabeskapelle steht in der Grabeskirche frei unter der großen Kuppel und kann umschritten werden. Vom Emporengeschoss ringsum können die Gläubigen auch auf sie hinabsehen. In der Kapelle gelangt der Patriarch durch einen Vorraum in den Innenraum des Grabes. Hier befindet sich der Rest jener künstlich angelegten Höhle, des Felsengrabes. Es ist behauenes Felsgestein, eine Steinbank, auf die der Leichnam Christi gelegt worden sein soll, und die heute mit einer länglichen Marmorplatte bedeckt ist.

Betrachtet man den Umschlag des Buches mit dem Farbfoto der dichtgedrängten Menge der Gläubigen und dem Lichtermeer der Kerzenflammen und liest man den Titel „Heiliges Licht“, so rechnet man mit Erbauungsliteratur eines christlichen Verlags. Und man ist überrascht, eine sachliche, sorgfältige wissenschaftlich-kompilatorische Arbeit vorzufinden. Der Hauptteil des Buches besteht aus einer Dokumentation von 45 historischen Zeugnissen aus der Zeit zwischen 330 und 1579 n. Chr. Es sind schriftlich festgehaltene Aussagen von Augenzeugen, ferner Berichte aus zweiter Hand von Reisenden, Pilgern und Kreuzfahrern, Passagen aus Chroniken und Historien bedeutender Chronisten, Geschichtsschreiber und Kleriker. Dabei handelt es sich um Männer verschiedenster Nationalitäten, darunter zehn Franzosen, fünf Deutsche und sogar drei Isländer. Aber auch bei muslimischen Gelehrten – fünf Araber und drei Perser kommen im Buch zu Wort – fand das Feuerwunder ernsthafte Erwähnung. Zu jedem Zeugnis hat Skarlakidis in Bibliotheken Europas, Vorderasiens und Kairos das jeweils älteste noch existierende Dokument ermittelt. Der jeweilige Passus der Originalhandschriften, darunter auch arabische, ist oftmals als Farbfoto wiedergegeben. Dem Text der deutschen Übersetzung ist der Text der Sprache des Dokuments zur Seite gestellt. In den Fußnoten ist zudem der englische oder französische Text beigefügt, wenn die betreffende Handschrift in neuerer Zeit in dieser Sprache ediert worden ist.

Skarlakidis gibt seinen Lesern hier Überlieferungsgeschichte in beispielhafter Form an die Hand. Jedes Dokument wird quellenkritisch und im Rahmen biographischer Hinweise und des historischen Kontextes vorgelegt. Die Zeugnisse aus diesen alten Zeiten bestechen durch ihre

28 Greifbare Filmaufnahmen auf YouTube und anderenorts sind, soweit sie uns bekannt geworden sind, zu diffus, um als Grundlage für Echtheitsdiskussionen dienen zu können. (Anm. d. Red.)

knappen, sachlichen und präzisen Angaben. Anders als bei einer mündlich tradierten Legende, deren Inhalt mitunter verändert, ausgeweitet, phantastischer und unwahrscheinlicher werden kann, beziehen sich jene Zeugnisse immer wieder auf dasselbe Phänomen, das über die Jahrhunderte hin dasselbe bleibt; sie bezeugen es jeweils aus ihrer Gegenwart heraus, so, wie es ist, ohne es – und das ist ja ‚wunderbar‘ genug – weiter dramatisieren zu müssen. Es liegt auf der Hand, dass Betrug mittels Elektrizität oder den Gebrauch schneller Zündhölzer wenigstens für jene fernen Zeiten auszuschließen ist.

Im Jahr 326 n. Chr. beginnt man über dem Grabe Christi die Grabeskirche zu errichten. Noch während der Bauzeit, ca. 330 n. Chr., habe der hl. Gregor, der Nationalheilige der Armenier, eine Öllampe auf das Grab gestellt und Gott gebeten, „daß am Osterfest der Raum durch ein immaterielles Licht erleuchtet werde, was bis in unsere Tage geschieht“, so schreibt der armenische Geschichtsschreiber Kirakos im 13. Jh. Die Machtübernahme durch den Islam im 7. Jh. unterbindet nicht die griechisch-christlichen Gottesdienste in Jerusalem. Wir blicken ins Jahr 940 n. Chr. und stellen mit Erstaunen fest, dass die Muslime in die Feiern des christlichen Karsamstags mit einbezogen sind und ihre Obrigkeit beim Ritus sogar mitwirkt! Der Emir, der Imam und der Sultan sind zugegen. „Alle bleiben sie so [unbewegt], bis sie ein Licht, das einem weißen Feuer gleicht, sehen, welches aus dem Inneren des Grabes kommt. Dann öffnet der Sultan die Tür zur Grabstätte und tritt mit einer Kerze ein, die er an diesem Licht anzündet und kommt dann heraus. Die angezündete Kerze versengt nicht. Er gibt sie dem Imam, der sie mitnimmt, um die Öllampen in der Moschee damit anzuzünden.“ Das schreibt der arabische Rechtsgelehrte und Theologe Ibn al-Qass im 10. Jh. Doch der Zeitgeist wandelt sich. Zwei Generationen später sind dem fanatischen Kalifen von Ägypten, al-Hakim, die christlichen Pilgerströme, die auch des Heiligen Lichtes wegen von Kairo nach Jerusalem ziehen, ein Dorn im Auge, und das Lichtwunder hält er für Betrug. Im Jahre 1009 lässt er die Grabeskirche zerstören. Etwa 30 Jahre lang finden nun die Gottesdienste auf dem Trümmergelände statt. Für zwei dieser Jahre ist das wundersame Entzünden der Öllampe belegt. Der Neubau der Grabeskirche wird 1048 vollendet.

Im Jahr 1095 ruft Papst Urban II. die abendländische Ritterschaft zur Befreiung Palästinas auf. Dabei erinnert er voller Ehrfurcht an das Lichtwunder am „Herrengrab“. (Doch Papst Gregor IX. hält es für nicht authentisch und verbietet 1238 den Klerikern seiner Kirche die Teilnahme an der Zeremonie.) 1099 erobern die Kreuzfahrer Jerusalem und verüben ein Massaker. Als dann am Karsamstag 1101 der lateinische Patriarch Daimbert, ein Kleriker von zweifelhaftem Charakter, den Ritus zelebriert, erscheint das Heilige Licht nicht. Deprimiert verlassen die Lateiner die Kirche. Doch die Griechen, Syrer und Armenier fahren fort mit Gebet und Gesang, und jetzt geschieht in der Grabkammer das Lichtwunder. Nun ist seit 1102 immer ein griechisch-orthodoxer Würdenträger Oberhaupt der Feier. Besonders beeindruckt der Bericht eines Augenzeugen für das Jahr 1106, den der Abt Daniel, der als Gesandter russischer Fürsten den König von Jerusalem besucht und während der Zeremonie neben Balduin I. das Geschehen hautnah erlebt, in Altrussisch verfasst hat. 1187 erobert Sultan Saladin die Stadt. Als deren Herr nimmt er 1192 offiziell am Karsamstagsritus teil, auch um das vermeintliche Wunder zu prüfen. Anwesend sind auch Muslime und christliche Kriegsgefangene in Ketten. „Da kam das

Feuer, so wie man es gewohnt war, vom Himmel herab auf die Öllampe.“ Der Sultan aber lässt die Öllampe löschen, doch sie entzündet sich neu. Sie wird abermals gelöscht und entzündet sich zum dritten Mal.

Ein Erlass Saladins von 1187 bestimmt, dass in Zukunft allein der griechische Patriarch der Grabeskirche vorstehen soll und nur er bei der Feier des Heiligen Feuers das Licht empfangen soll und weitergeben darf. „Und die Kirche soll ab jetzt unbehelligt bleiben und kein Moslem darf es wagen, sie in eine Moschee zu verwandeln, die Nazaräer [Christen] aber sollen sie ungehindert betreten dürfen.“ Hervorzuheben ist noch ein weiterer, ebenfalls russischer Augenzeugenbericht für das Jahr 1560: Der Kaufmann Posniakow, Gesandter des Zaren, hat während der Feier einen Ehrenplatz genau vor dem Eingang der Grabeskapelle inne. Deren Tür ist anfangs verschlossen. „Am Heiligen Grab angekommen, ging der Patriarch drei Mal rund herum, wobei er mit Tränen zu Gott betete [...] Schließlich blieb er vor dem Eingang des Grabes stehen und gab den Türken die Anweisung, die Siegel zu entfernen. Er öffnete selbst die Tür und das ganze Volk sah die Gnade Gottes, die vom Himmel auf das Heilige Grab herabgestiegen war in Gestalt eines vielfarbigem Feuers, das über die Marmorplatte strich wie ein Blitz über den Himmel.“ Der Patriarch stieg nun mit mehreren Kerzen in die Grabkammer. „Und das Licht kam vom Heiligen Grab über die Hände des Patriarchen und über die Kerzen, die sich in seinen Händen anzündeten vor den Augen aller Anwesenden.“

Im Jahre 1579 verbieten die Türken den Orthodoxen, am Karsamstag die Grabeskirche zu betreten. Traurig verharren die Gläubigen mit ihren Kerzen draußen vor dem Portal bis zum Anbruch der Dunkelheit. Der Patriarch steht betend an den drei Säulen links des Portals; da fährt plötzlich ein Blitz in die mittlere Säule und spaltet ihren unteren Teil. Aus dem Riss treten Flammen aus, es ist das Heilige Feuer. Dieser Riss ist heute das Merkmal dieser Säule.

Fotografien in hoher Auflösung, welche die Strukturen des Risses verdeutlichen, wurden von dem russischen Physiker Prof. Eugen Morosow, einer Koryphäe auf den Gebieten Bruchmechanik und Materialbelastung, analysiert. Nach seinem Urteil ist der Riss nicht fabriziert worden, sondern er kann aufgrund seiner Struktur nur das Ergebnis einer elektrischen Entladung sein. Skarlakidis wandte sich auch noch an einen griechischen Fachmann für Bruchmechanik, Prof. Georgios Papadopoulos, der das vorige Urteil bestätigte und als mitwirkende Ursache seismische Schwingungen behauptet. „Diese kombinierte Überbeanspruchung der Säule – elektrische Entladung + Erdbebenwelle – betrachtet er als unerklärlich.“ In einem Sonderkapitel erfährt man von den Messungen des Physikers Andrej Wolkow vom Kurtschatow-Institut, Moskau, am Karsamstag 2008 in der Grabeskirche. Hauptsächliches Messgerät war, etwa zehn Meter entfernt vom Grabe Christi, ein digitales Oszilloskop, verbunden mit einem Laptop. „Hauptaufgabe war, das Spektrum der elektromagnetischen Wellen in bestimmten Frequenzen“ vor und während des Auftretens der Lichtphänomene aufzuzeichnen.

Letztere zeigten sich in Korrelation mit den Messwerten. Kurz vor dem Auftreten des Heiligen Lichts wurde „die nicht zu begründende Erscheinung des Phänomens von Plasma“ festgestellt. (*Plasma* ist stark ionisiertes Gas und wird als ein vierter Aggregatzustand von Materie bezeichnet. Natürliche Plasmen findet man, abgesehen

vom Kosmos, nur in der Ionosphäre und in Blitzen.) Das Heilige Licht nun, das für eine gewisse Zeit Hände und Gesicht überhaupt nicht verbrennt, erinnert, so Wolkow, „äußerlich sehr an das Plasma niedriger Temperatur“. Ferner wurde nachgewiesen „die ebenfalls nicht zu begründende und unerklärliche elektrische Aufladung der Luft in Verbindung mit der Feststellung eines großen Unterschieds elektrischer Spannung.“ Schließlich wurde zum Zeitpunkt der Erscheinung des Heiligen Lichts das Auftreten elektrischer Entladung aufgezeichnet.

Zeugnisse nach 1579 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hat Skarlakidis nicht aufgenommen, obwohl es deren genügend gibt. Sie hätten aber den vorgesehenen Buchumfang gesprengt. So folgen erst wieder aus neuerer Zeit Augenzeugenberichte, etwa des Moldauer Mönchs Parthenius (1846), des englischen Archäologen Charles Warren (1867 und 1868) und des griechischen Mönchs Mitrophan (1926). Es schließen sich an die Zeugnisse von fünf griechischen Patriarchen und zwei Bischöfen, die jeweils als Oberhaupt der Feier, so der Autor, „das Wunder genau so beschreiben, wie sie es im Heiligen Grab erlebten“: Bischof Meletios (Amtszeit: 1839-1867), Patriarch Kyrillos II. (1868-1872), Patriarch Damianos I. (1897-1931), Patriarch Diodoros I. (1981-2000), Bischof Christodoulos (1998-1999 in Vertretung des erkrankten Diodoros), Patriarch Irinaios (2001-2005), Patriarch Theophilos III. (seit Aug. 2005). Beim Lesen dieser Aussagen vermag der Gedanke, diese Würdenträger könnten bewusst die Unwahrheit sagen, kaum aufzukommen.

Skarlakidis schildert auch sein eigenes Erleben der Lichtphänomene am Karsamstag des Jahres 2008. In seinem Nachwort macht er keinen Hehl aus seiner Überzeugung: „Das Wunder des Heiligen Lichts ist tatsächlich ein Gedenken und eine Besiegelung des Wunders der Auferstehung Jesu Christi. Die beiden Wunder sind in ihrem Wesen identisch und untrennbar miteinander verbunden.“ Sein Buch indessen bleibt wohlthuend sachlich und unaufdringlich. Nach der Lektüre dieser zahlreichen Dokumente fällt es schwer, die Tatsächlichkeit des Phänomens grundsätzlich in Abrede zu stellen. Dem Leser steht es selbstverständlich frei, eine parapsychologische Erklärung zu formulieren und beispielsweise einen Vergleich mit dem „Blutwunder“ des hl. Januarius in Neapel zu ziehen, das ebenfalls seit Jahrhunderten regelmäßig eintritt (Bender, 1965). Die Redlichkeit gebietet es freilich, noch auf einen umfangreichen skeptischen Beitrag (von 2011) eines Autors im Internet hinzuweisen, der Skarlakidis' Buch kennt, aber begründete Zweifel am Lichtwunder anmeldet.²⁹ Einen empfehlenswerten Video-Report (von 2012) mit 30 Minuten Laufzeit findet der Interessent bei YouTube.³⁰

Das Buch ist reich ausgestattet mit Fotografien, mit Lithographien und Stichen des 17. bis 19. Jahrhunderts, mit Grundrisszeichnungen usw., und vermittelt somit auch Geschichte, Kultur- und Baugeschichte des Ortes. Bibliographie, Personen- und Sachregister beschließen diese materialreiche Arbeit.

²⁹ wasistwahrheit.blogspot.com/.../das-heilige-lichtfeuer-von-jerusalem.html.

³⁰ Dort unter „Das Heilige Feuer von Jerusalem“.

Literatur

Bender, H. (1965). Das Blutwunder des hl. Januarius in Neapel. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 8, 176-197.

Bonin, W.F. (1976). *Lexikon der Parapsychologie und ihrer Grenzgebiete*. Bern & München: Scherz.

Klameth, G. (1913). *Das Karsamstagsfeuerwunder der heiligen Grabeskirche*. Wien: Mayer [46 Seiten].

Edzard Ernst

Nazis, Nadeln und Intrigen. Eine Autobiographie.

Erinnerungen eines Skeptikers

Hannover: jmb-Verlag, 2015

ISBN 978-3-944342-56-6, 215 Seiten, € 19,90

Rezensent:

FLORIAN G. MILDENBERGER³¹

Wer es bis Seite 168 geschafft hat, erfährt die Quintessenz des vorliegenden Buches inklusive der Ansichten des Autors:

Rückblickend wird mir bewusst, dass mein Vorhaben, wissenschaftliche Methodik auf die Alternativmedizin anzuwenden, von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. Vernunft kann ebenso wenig mit Unvernunft verhandeln, wie Feuer und Wasser sich vermischen können. In beiden Fällen ist mit einigem Zischen und Spucken zu rechnen – und mit herzlich wenig sonst.

Edzard Ernst sieht sich als der Gralshüter der Wissenschaftlichkeit in der Alternativmedizin – missverstanden von den Anhängern der Homöopathie oder Osteopathie, verfolgt von Universitätsbehörden und staatlichen Gängelungen, die ihn seit seinen ersten Karrieretagen begleiteten, woran selbstverständlich Edzard Ernst niemals die geringste Schuld trug.

Geboren 1948 als Sohn eines heimatvertriebenen Arztes und einer umsichtigen Geschäftsfrau wuchs Ernst zunächst in Wiesbaden und nach der Scheidung der Eltern im oberbayerischen Bad Tölz auf. Eigentlich gedachte er, Jazzmusiker zu werden, tourte nach einer mühsam beendeten Schulkarriere durch Europa, ehe er sich durch sanften Druck der Mutter veranlasst

31 Siehe Fußnote 16.

sah, doch in München Humanmedizin zu studieren. Vorgeprägt durch die mütterliche Begeisterung für alternative Heilweisen und aufgrund der Befürwortung des Hausarztes fand Ernst eine Anstellung am Münchner Krankenhaus für Naturheilweisen. Hier bemerkte er rasch, wie unsinnig viele Rezepte für den Gesundheitsverlauf von Krankheiten sein konnten und wie wertvoll Empathie für Patienten war (S. 46). Schließlich aber verließ Ernst die Klinik, um 1979 in London Karriere in der Hämatologie zu machen. Aufgrund seiner Erfolge wurde er nach München zurückgeholt – leider macht Ernst nicht nur hier keine Jahresangaben und verzichtet vollkommen auf Fußnoten, so dass man seinen Ausführungen entweder Glauben schenken muss oder sich durch Berge an Publikations- und Ärzteverzeichnissen wühlen darf, um die Aussagen zu verifizieren. Es wäre schön gewesen, hätte Ernst seine Ansprüche an die wissenschaftliche Arbeitsweise in der (Alternativ-)Medizin auch auf die Abfassung seiner eigenen Autobiographie angewandt.

Während der Arbeit in München verlor Ernst einen seiner wichtigsten Freunde durch Leukämie und sah sich zugleich mit einem weiteren, damals nur wenige Ärzte interessierenden Thema konfrontiert: der NS-Vergangenheit der deutschen Medizin. Hinzu traten private Probleme, so dass Ernst sich entschloss, eine Professur an der Medizinischen Hochschule Hannover anzutreten. Hier jedoch erwartete den begeisterten Forscher der raue klinische Alltag, dem er durch die Berufung auf einen Lehrstuhl für physikalische Medizin und Rehabilitation an der Universität Wien entkam (S. 70). Allerdings verfiel sich Ernst alsbald in den kakanischen Wirren österreichischer Ärztesellschaften, klinischer Seilschaften und politischer Korruption, so dass es ihm wie eine Erlösung erschien, als er nach langem Antichambrieren 1993 auf eine (schlechter bezahlte) Professur für alternative Medizin an der Universität Exeter berufen wurde (S. 92f). Hier startete Ernst den Teil seiner Karriere, für den er heute im In- und Ausland bekannt ist. Er begann sukzessive damit, alternative Heilweisen und ihre Akteure auf ihre Wissenschaftlichkeit hin zu prüfen. Als erstes wurde mit einer Gruppe von fünf Heilern die Wirksamkeit ihrer Methoden bei chronischen Schmerzen getestet (S. 120-126). Ergebnis: Placebobehandlung wirkte am besten. Der besondere Wert der Studie war laut Ernst die Verwendung randomisierter Methoden, wodurch ein „falsch positives“ Ergebnis (S. 129) verhindert worden sei. Aber hatte Ernst im vorliegenden Buch nicht auf S. 46 ausgeführt, wie wirksam ihm schon in seiner klinischen Ausbildung die Placebobehandlung erschienen war? Wieso, so könnte man fragen, darf es Placebos in der klinischen Medizin geben, ohne dass die Wirkung von Arzneien oder Chemotherapien grundsätzlich hinterfragt wird, während in der „Alternativmedizin“ der Placeboeffekt als Nachweis ihrer Nutzlosigkeit fungieren soll?

Hinzu tritt die Tatsache, dass Ernst einem grundsätzlichen Missverständnis erliegt: Er schreibt von „Alternativmedizin“ und betont zugleich, dass in Großbritannien Heiler und nicht Ärzte die meisten Akteure stellen (S. 102). Es ging in Großbritannien also nicht um *Alternativmedizin*, sondern um *alternative Heilweisen*. Das ist ein grundlegender Unterschied. Heiler arbeiten gerne und bereitwillig mit einer Kompetenz, die nach Ansicht von Ernst vielen Klinikern fehlt: Empathie (S. 22). Heiler sind auf dem medizinischen Markt so genannte „nachrangige Akteure“, d. h. Patienten suchen sie häufig erst dann auf, wenn sämtliche Therapieversuche von Ärzten gescheitert sind. Diese Problematik wird von Ernst in seiner Autobiographie diskret

ausgeklammert. Umgekehrt waren das von Ernst immer wieder beschworene „analytische Denken“ und die „streng wissenschaftliche Arbeitsweise“ (S. 115) in Heilerkreisen nicht unbedingt vonnöten, da eine eigenständige Forschung auf klinischem Niveau nicht angestrebt wurde.

Wo hätte man sie auch verwirklichen sollen? Eventuell an Ernsts Lehrstuhl in Exeter, doch redeten beide Seiten dort von Anfang an aneinander vorbei – was selbstverständlich, folgt man Edzard Ernst, immer nur die Schuld der wissenschaftsfeindlichen Heiler gewesen war. Ernst fragt sich zu keiner Zeit, warum sich Heiler mit scheinbar unwissenschaftlichen Methoden erfolgreich am umkämpften medizinischen Markt behaupten können. Stattdessen darf der geneigte Leser erfahren, wie sehr sich Ernst abrackerte, um wissenschaftliches Denken in der konsequent bis zum Schluss falsch titulierten „Alternativmedizin“ durchzusetzen. Die sich dabei entwickelnden Reibereien und Diskussionen nennt der Autor selbstlos das „Ernst'sche Gesetz“ (S. 139). Von Akupunktur (S. 141f) bis zum Disput um das Impfen innerhalb der Homöopathie (S. 145f) erstreckten sich die Streitpunkte. Ernst schickte u. a. Scheinpatienten zu Homöopathen, die sich vorgeblich über das Impfen informieren wollten und anschließend einer Veröffentlichung der Befragung nicht zuzustimmen gedachten, nachdem sich die Patienten als Angestellte Ernsts zu erkennen gegeben hatten. Dass andere Klienten eine Offenlegung der Ratschläge als Bruch des Vertrauensverhältnisses interpretieren könnten, kam Ernst nicht in den Sinn.

Auch ein nur klitzekleiner Hinweis auf die Rabulistik historischer und aktueller Impfdebatten fehlt. Von einem Arzt, der sich selbst als naturwissenschaftlicher Verteidiger der Alternativmedizin bezeichnet(e) und der nicht nur im vorliegenden Buch gerne auf historische Kontinuitäten verweist, ist ein solch ahistorisches Denken eigentlich nicht zu erwarten. Sein spöttischer Verweis auf die Ablehnung von „Big Pharma“ in den alternativen Heilkulturen (S. 164) lässt erahnen, wie wenig sich Ernst tatsächlich mit Medizingeschichte beschäftigt hat. Schließlich endete Ernsts Karriere in Exeter aufgrund intriganter Machenschaften der alternativheilkundlich interessierten Kamarilla rund um Prinz Charles – jedenfalls wenn man Edzard Ernst in den letzten beiden Kapitel seiner Autobiographie folgen will (ab S. 168). Höhepunkt der Debatte war wohl, als Ernst den vermutlich künftigen Thronfolger als „Schlangenenölverkäufer“ abkanzelte. 2011 wurde Ernst im Streit emeritiert. Doch damit nicht genug, der Autor ist weiter aktiv, wie er dem durchhaltewilligen Leser noch auf den letzten Seiten verdeutlicht. So sieht sich Ernst nicht nur von homöopathischen Hochadeligen und intrigant-unfähigen Universitätsbehörden von Wien bis Exeter verfolgt, sondern auch von NS-Seilschaften. Schließlich hätten die Nazis nicht nur den „Heilpraktiker“ installiert (S. 206), sondern sie seien auch noch in anderer Weise bis heute aktiv.

So sei der ihn in Blogs und Web-Beiträgen verfolgende Journalist Claus Fritzsche (1964-2014) von der Firma Heel gesponsert worden, die wiederum der Familie des Stiefsohns von Joseph Goebbels (1897-1945), Harald Quandt (1921-1967), gehörte (S. 207f). Chapeau! Goebbels und Quandt haben aus dem Grab heraus den armen Edzard Ernst verfolgt. Wenn das mal kein Beweis für die Effektivität von transzendentalen Kräften ist. Leider verzichtet Ernst auf eine Aufschlüsselung der geheimen prägenden Wirkungen, die der Teilhaber im Sanatorium

seiner Mutter in Bad Tölz auf ihn gehabt haben könnte. „Onkel Huscha“ (S. 15) war Chef des SS-Führungshauptamtes und General der Waffen-SS gewesen.

Das Buch insgesamt ist ungewollt vielfach komisch und bisweilen hart an der Herz-Schmerz-Grenze von Heimatfilmen der 1950er Jahre. Hinsichtlich der Selbstkritik bewegt sich Ernst in homöopathischen Dosen und so auf einem Niveau mit den übrigen bekannten Ärzteautobiographien (z. B. Sauerbruch, Bumke etc.). Wer bislang noch nicht wusste, warum Ärzte und Heiler so häufig aneinander vorbei reden, der kann es hier erfahren.

Muss uns das folgende Fundstück nicht zu denken geben?

„Bibliothekare, die an einer Bibliothek mit einem großen parapsychologischen Bestand arbeiten, können übrigens sehr glaubhaft mehrere Fälle schildern, in denen Leser durch die andauernde Beschäftigung mit randständigen Büchern, mit den ‘*volumes of forgotten lore*³², geistig und körperlich bis hin zur Hospitalisierung verfallen sind. Die imaginäre Krankheit, die Bücher und Bibliotheken beim unvorsichtigen Leser hervorrufen können, und die am Ende alles andere als imaginär ist, hat dann ein neues Opfer gefunden.“

(Eric W. Steinhauer, *BücherGrüfte. Warum Büchersammeln morbide ist und Lesen gefährlich*. Darmstadt: Lambert Schneider Verlag, 2014, hier: S. 87). (Red.)

32 Eine Anspielung auf das Gedicht *The Raven*, Edgar Allan Poe (1845).